Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Der Unschuld Sieg.

Aus dem Französischen.

des Montépin.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Humburg & Co.

I.

Das nummerirte Täfelchen.

„Gut!" versetzte der junge Gefangene, „ich werde Ihnen den Beweis sogleich geben. Strecken Sie gefälligst den Arm durch die Oeffnung, durch welche ich rede, und öffnen Sie die Hand —"

Vaubaron befolgte die Aufforderung und fühlte alsbald zwei kleine, aber ziemlich schwere Gegenstände in seiner Hand.

„Was ist das?" fragte er.

„Sie sollen es erfahren; aber still! Ich glaube, ich höre Schritte auf dem Gange."

Vaubaron benutzte die Unterbrechung des Gespräches, um die beiden Gegenstände zu betrachten. Der erste war ein Stück von einer Kette. Der zweite sah aus, wie eines jener blechernen Täfelchen, welche jeder Gefangene an der Mütze trägt, und welche mit einer Nummer versehen sind.

„Es war nichts!" versetzte der junge Gefangene nach einigen Minuten; „jetzt bringen Sie den Rand des Täfelchens an das Stück Eisen, und Sie werden staunen."

Vaubaron machte den Versuch, und zu seiner Ueberraschung merkte er, daß das vermeintliche Blech in

der That ein stählernes Täfelchen war, welches mit feinen Zähnen besetzt war. Es zerschnitt außerordentlich schnell das Stück der Kette in zwei Theile, und Vaubaron sah ein, daß es auch im Stande sein würde, eine dicke Eisenstange zu durchschneiden.

„Nun?“ fragte der junge Gefangene; „sind wir einig?“

„Gewiß,“ versetzte Vaubaron, „ich nehme Ihre Bedingungen an.“

„Jetzt strecken Sie Ihre Hand noch einmal durch die Oeffuung; ich habe noch etwas für Sie.“

Es war ein kleines Fläschchen mit einer Flüssigkeit.

„Was ist hierin enthalten?“ fragte Vaubaron.

„Eine Flüssigkeit, die Sie heute Abend in die hohle Hand gießen und damit tüchtig eines Ihrer Knie einreiben werden.“

„Was wird dann geschehen?“

„Ihr Knie wird morgen früh so dick, wie mein Kopf sein und eine beunruhigende bläuliche Farbe haben.“

„Aber dann werde ich mich nicht bewegen können.“

„Scheinbar; aber in Wirklichkeit werden Sie keinen Schmerz empfinden, und Sie werden vollkommen im Stande sein, zehn Meilen zu Fuß zu machen. Jedoch zur Sache! Sie werden dann, wenn die Geschwulst eingetreten ist, ein lautes Geschrei ausstoßen und sich stellen, als könnten Sie sich nicht ohne die größten Schmerzen aufrecht erhalten. Seien Sie übrigens außer Sorge, Kamerad, Jedermann wird dadurch getäuscht werden.“

„Was wird man mit mir machen?“

„Man wird Sie in das Krankenhaus bringen;

die Aerzte werden kommen und Ihr Uebel untersuchen; sie werden es nicht begreifen, aber alles Mögliche verordnen. Sie lassen sie sagen und thun, was sie wollen, allein am Abend, oder vielmehr in der Nacht wird der Augenblick zum Handeln kommen."

„Zum Handeln, sagen Sie?"

„Ei gewiß! Sie sehen wohl ein, daß ein Mensch, der kein Glied rühren kann, durchaus nicht der Gegenstand einer strengen Bewachung sein wird. Sie werden eine Morgenstunde erwarten; gerade um diese Zeit ist der Schlaf am tiefsten. Sie stehen dann ganz leise auf, nachdem Sie sich Ihrer Ketten entledigt haben; Sie knebeln den Krankenwärter, ohne ihm ein Leid zuzufügen, und indem Sie ihn in die Unmöglichkeit versetzen, zu Hülfe zu rufen, und darauf binden Sie ihn fest an den Fuß seines Bettes. Verstehen Sie?"

II.

Der Versteck des Gefangenen.

„Ja, gewiß, ich verstehe," erwiderte der Mechaniker; „und Alles dies scheint mir nicht schwer ausführbar; aber ich bin darum nicht frei. Die Thüren des Krankenhauses sind fest und verschlossen, und hinter denselben befinden sich Schildwachen."

„Da sollen Sie auch nicht entweichen."

„Wo denn?"

„Durch das Fenster. Die Eisenstangen zu durchfeilen, wird für Sie ein Kinderspiel sein. Sie ma-

chen dann einen Strick aus ihrem Bettzeug und lassen sich in einen engen und langen Hof hinunter, welcher durch eine Mauer, die durch Gitter verschlossen ist, in zwei Theile getheilt wird, und der sich zwischen dem Bagno und der Marinekaserne befindet."

„Ich werde dann nur mein Gefängniß gewechselt haben, da dieser Hof durch Gitter verschlossen ist."

„Ei! Wer wird von Gittern reden? Die Gitter sind dazu da, daß man über sie hinwegklettert."

„Und die Schildwachen?"

„Das Bagno hat auf dieser Seite keine Thür und daher auch keine Schildwache. Ich kenne das."

„Und die Kleidung, welche ich anlegen soll?"

„Richtig! Passen Sie genau auf, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Sie befinden sich auf dem besagten Hofe, mit dem Gesicht nach der Kaserne gewendet. Sie gehen darauf rechts hin bis an die Ecke des großen Gebäudes. Hier machen Sie Kehrt und gehen genau fünfundzwanzig Schritte zurück. Sodann machen Sie Halt und suchen mit den Händen an der Mauer, bis Sie in Mannshöhe einen eisernen Ring gefunden haben, der in einem Stein befestigt ist."

„Ha! Und dieser Ring?"

„Soll Ihnen nur als Merkmal dienen. Ueber demselben befindet sich ein viereckiger Stein in der Mauer, der an zwei kleinen Löchern kenntlich ist. In diese stecken Sie Ihre Finger und ziehen den Stein heraus; dann wird sich eine Vertiefung zeigen, in welcher Sie die Verkleidung und alles Uebrige finden werden. Sie nehmen dies heraus, legen dafür Ihre Goldstücke hinein und verschließen meinen Versteck wieder. Was meinen Sie dazu, Kamerad?"

„Ha!" sagte der Mechaniker, „Sie werden mein Retter sein! Ich weiß nicht, was Sie verbrochen haben, aber wenn Sie große Fehler auf dem Gewissen haben, so scheint es mir, daß sie durch Ihre gute Handlung hundertfach wieder gut gemacht sein müssen."

Der junge Gefangene fing an zu lachen und versetzte:

„Teufel, Kamerad, Sie sprechen ja, wie ein ehrlicher Familienvater."

Nach einigen Minuten fuhr er fort:

„Wenn Sie aus dem Bagno entkommen und in die Stadt gelangt sind, so seien Sie vorsichtig. Treten Sie dreist auf und hüten Sie sich, ängstlich zu sein, oder sich zu verbergen. Das würde Ihr Verderben sein."

„Aber wie soll ich es machen?"

„Als wären Sie wirklich der Matrose, dessen Kleider Sie tragen. Stellen Sie sich betrunken, nehmen Sie einen schwankenden Gang an und singen Sie aus voller Kehle irgend ein Trinklied."

„O, seien Sie versichert, weder die Kaltblütigkeit, noch Geistesgegenwart werden mich verlassen."

„Das ist noch nicht Alles. Sorgen Sie dafür, daß Sie vor Tagesanbruch die Stadt verlassen und ein gutes Stück Weges hinter sich haben; denn die Allarmkanone wird nur allzufrüh ertönen."

„Ha!" murmelte Vaubaron, „Gott wird mir Kraft geben, daß sie mich nicht einholen."

„Gut! Vergessen Sie aber die fünf Louisd'or nicht. Denn das sage ich Ihnen vorher, sollten Sie

mich betrügen, so werden Sie in vierundzwanzig Stunden wieder hier sein."

„Ihre fünf Goldstücke?" stammelte Vaubaron; „hier nehmen Sie, hier sind sie sogleich."

„Das ist mir noch lieber," dachte der Andere; „bei der Vorausbezahlung habe ich durchaus nichts zu riskiren!"

III.

Das Fläschchen.

Sobald der Abend gekommen war, zog Vaubaron das Fläschchen heraus, welches er in der Mütze verborgen hatte. Er goß den Inhalt desselben in seine Hand und rieb sein Knie kräftig ein. Hierauf legte er sich nieder und erwartete geduldig die Wirkung der Einreibung. Er hatte nicht lange zu warten. Nach Verlauf von kaum einer Stunde fühlte er eine sonderbare Empfindung, die jedoch nicht schmerzlich war. Er glaubte die Stiche von tausend Nadeln zu spüren, welche nicht tief in das Fleisch drangen. Eine fast unerträgliche Wärme folgte hierauf und machte dann einer völligen Taubheit Platz. Vaubaron fühlte nichts mehr; sein Knie schien ihm abgestorben zu sein, und er vermochte nicht, es zu bewegen. Ein gränzenloser Schreck bemächtigte sich Vaubarons; er hielt sich für betrogen und sah jede Hoffnung auf Freiheit schwinden. Aber jene Taubheit verschwand schnell, und die Muskeln traten wieder in ihre volle Thätigkeit. Durch diese Gewißheit getröstet, versuchte es Vaubaron vergeblich, gegen den Schlaf zu kämpfen, der sich seiner

bemächtigte. Er schlief gegen drei Uhr Morgens ein und erwachte erst bei dem Glockenschlag, welcher Alles in dem Bagno auf die Beine bringt. Sein erster Gedanke, sein erster Blick waren nach seinem Knie, dem sich seine beiden Hände zu gleicher Zeit näherten.

Der junge Gefangene hatte nicht gelogen. Eine außerordentliche, aber schmerzlose Geschwulst zeigte sich. Vaubaron wartete, bis der Aufseher in seine Zelle trat. Jetzt fing er an, zu klagen und ein verzweifeltes Schmerzgeschrei auszustoßen.

„Nun? Was giebt's denn, so zu schreien?“ fragte der Aufseher.

„Ich leide,“ stammelte Vaubaron mit erstickter Stimme; „ich leide entsetzlich.“

„Ei! ist es denn so schlimm?“

„O, wie ich leide! Mein Gott, wie ich leide!“ wiederholte Vaubaron.

„Gut! Aber wo leiden Sie?“

„O sehen Sie!“ erwiderte der Gefangene.

Und zugleich zeigte er sein rechtes Bein.

„Alle Wetter!“ sagte der Aufseher; „das ist doch merkwürdig! Hol' mich der Teufel! Sie haben ja ein Knie, so dick wie eine vier und zwanzigpfündige Kugel.“

„Ach!“ stammelte Vaubaron, „der Schmerz wird immer größer, — er tödtet mich — ich muß sterben!“

„O nicht doch! Man stirbt an solcher Kleinigkeit nicht! Jedoch ich werde Sie nach dem Krankenhause bringen lassen.“

Wenige Minuten später befand sich Vaubaron in einem der Krankenzimmer des Lazareths. Es waren nur vier Betten in dem Zimmer, die jedoch zum Glück für ihn nicht besetzt waren. Vaubaron wurde in eins

derselben gelegt; darauf ließ man den Arzt holen. Dieser betrachtete das Knie, und da ihm ein solcher Fall in seiner Praxis noch nicht vorgekommen war, so rief er einen seiner Collegen, der den Ruf des geschicktesten Arztes in Brest hatte, zu Hülfe. Dieser fragte Vaubaron aus; aber alle Antworten konnten dem Arzte die Ursache der Geschwulst nicht erklären. Der Arzt drückte mit einem Finger auf die Geschwulst, welche mit gelben, grünen und dunkelrothen Flecken bedeckt, einen entsetzlichen Anblick darbot. Vaubaron schrie laut auf und krümmte sich unter der Berührung des Doktors. Die beiden Aerzte sahen sich an und entfernten sich einige Schritte.

IV.

Der Krankenwärter.

Die beiden Aerzte besprachen sich mit einander, jedoch so laut, daß Vaubaron ihre Unterredung Wort für Wort hören konnte. Und wer beschreibt sein Entsetzen, als er den Entschluß der beiden Doctoren vernahm, das Bein abzunehmen, um den Körper zu retten, weil eine gefährliche Entzündung eingetreten sei. Was sollte er jetzt anfangen? Sollte er, um sich zu retten, den Aerzten den Grund der Geschwulst anzeigen? Aber das hätte jede Hoffnung auf Entweichen vernichtet. Vaubaron befand sich daher in einer schrecklichen Lage. Jedoch ein Ereigniß milderte diese Lage etwas. Als der zu Hülfe gerufene Doktor eben die zur Abnahme des Fußes nöthigen Werkzeuge

holen lassen wollte, erhielt er ein Billet, welches die Aufschrift „sehr eilig“ trug und von einem reichen Kunden des Doktors kam. Dieser Kunde sollte Vater werden, und seine Frau, zur Zeit einige Meilen von Brest auf dem Lande lebend, erwartete die schnellste Ankunft des Doktors. Dieser forderte also den Arzt des Bagnos auf, die Abnahme des Fußes auf den folgenden Tag zu verschieben und dafür zu sorgen, daß das Uebel nicht weiter um sich greife. Darauf entfernte er sich schnell, und Vaubaron athmete wieder auf.

Lassen wir die übrigen Stunden des Tages verfließen, während welcher Vaubaron gewissenhaft seine Rolle in beständigem Klagen und Stöhnen weiter spielte. —

Gegen neun Uhr Abends trat der Krankenwärter an das Bett Vaubarons und erkundigte sich nach seinem Befinden. Aber dieser klagte über immer mehr zunehmende Schmerzen.

„Ei!“ sagte der Wärter; „das setzen Sie sich nur in den Kopf. Ich habe Sie wohl verpflegt und habe Sie seit heute morgen klagen lassen nach Ihrem Belieben; aber nun werden Sie auch dafür erkenntlich sein und mich nicht in meinem Schlafe stören.

„Sie in Ihrem Schlaf stören? Aber wie?“

„Wenn sie immer weiter schreien und stöhnen.“

„Kann ich denn dafür, daß ich leide?“

„Nein, aber Sie brauchen nicht beständig: O! Ach! Ach! zu rufen. Versuchen Sie doch zu schlafen, und können Sie das nicht, so schweigen Sie wenigstens. Denn ich bin müde und bedarf des Schlafes. Nun, werden sie ruhig sein?“

„Ich will es versuchen," versetzte Baubaron.

„Gut. Und bedenken Sie, daß Sie morgen Kraft nöthig haben, da man Ihnen das Bein abnehmen wird. Ruhen Sie sich also diese Nacht."

Nach diesen wichtigen Empfehlungen zog der Wärter seine Mütze über die Ohren und legte sich in sein Bett. Einige Minuten später hörte man ihn schon schnarchen, und Baubaron machte es sich zum Gesetz, seinen Schlaf nicht zu stören.

So wartete er bis zu dem Glockenschlage zwölf. Jetzt nahm er das stählerne Täfelchen aus seiner Mütze und begann, die Augen stets auf den Wärter gerichtet, seine Ketten zu durchfeilen. Nach wenigen Minuten war die Arbeit zu seiner Freude verrichtet. Nun zerschnitt er mittelst der Feile eins der Laken in mehrere Streifen. Aus einem derselben machte er einen Knebel, die andern band er mit den Enden fest zusammen, daß sie ein Seil bildeten. Hierauf stieg er aus seinem Bett und ging langsam zu dem Bett des Wärters. Plötzlich machte dieser eine schnelle Bewegung und drehte sich halb um, indem er einige unverständliche Worte ausstieß. Baubaron zitterte.

„Wenn dieser Mann erwachte," sagte er bei sich, „so wird er um Hülfe rufen, und ich wäre verloren."

Sein Entschluß war alsbald gefaßt. Er sprang mit einem verzweifelten Satze auf den Wärter los, und während er mit seinen Knieen die Arme desselben zusammenpreßte, legten seine Hände den Knebel auf den Mund desselben und banden ihn auf dem Hinterkopfe mit unauflöslichem Knoten zu. Nicht der geringste Laut entschlüpfte den Lippen des Wärters. In seinen Augen las man nur das furchtbarste Entsetzen.

Offenbar sagte er sich: „Ich bin ein Mann des Todes!“ und nichts schien auch wahrscheinlicher zu sein.

Vaubaron begriff das Entsetzliche der Lage des Unglücklichen. Er beugte sich mitleidig zu ihm und flüsterte ihm zu:

„Jeder Widerstand wäre vergeblich; aber fürchten Sie nichts, ich werde Ihnen nichts zu Leid thun.“

Der arme Teufel fuhr fort, an allen Gliedern zu zittern. Jedoch der Mechaniker verlor keinen Augenblick, um sein Werk zu vollenden. Er band dem Wärter die Hände auf den Rücken und befestigte seine Beine an den Fuß des Bettes, so daß er durchaus keine Bewegung machen konnte.

Jetzt wendete er sich zu dem Fenster und öffnete es. Sechszehn Eisenstäbe kreuzten sich hinter demselben. Das stählerne Täfelchen that wieder seine Schuldigkeit, und nach zehn Minuten hatte Vaubaron eine Oeffnung gemacht, die hinreichend war, um den Körper hindurchzulassen.

V.

Das Gitter.

Da die vier Betten des Krankenzimmers alle mit Leinenzeug versehen waren, so hatte der Mechaniker Stoff genug, um ein langes und festes Seil zu machen. Nachdem er dies an einen der Eisenstäbe gebunden hatte, ließ er sich entschlossen in die Tiefe hinab. Die Sache ging gut. Nach wenigen Augenblicken berührten seine Füße das Pflaster des Hofes. Er blickte dank-

bar zu Gott empor, der ihn sichtbar in seinem Unternehmen beschützte. Dann wendete er sich, den Anweisungen des jungen Sträflings folgend, nach der Ecke des Hauptgebäudes, ging, die Schritte zählend, langsam zurück, und, als er fünfundzwanzig gezählt hatte, machte er Halt und untersuchte im Dunkeln mit den Händen die Wand des Gebäudes. Nach Verlauf einiger Augenblicke fühlte er unter seinen Fingern die beiden Löcher und zog den Stein heraus. Kein Wort vermochte das köstliche Gefühl auszudrücken, welches Vaubaron in diesem Augenblicke empfand!

Er hielt sich für frei — für gerettet!

Der Flüchtling untersuchte alsbald den Versteck mit krampfhafter Hast und zog alle von dem jungen Gefangenen genannten Gegenstände hervor. Nichts fehlte daran, eine vollständige Matrosenkleidung, eine Perrücke, ein Hut, ein Messer, ein dünnes, aber starkes Seil u. s. w.

Jetzt ging er sogleich an seine Verkleidung. In kurzer Zeit war sie bewerkstelligt, und er war in einen Matrosen der königlichen Marine verwandelt.

Um die Nachforschungen zu erschweren, war es wichtig, der Verwaltung den Glauben zu nehmen, daß der Flüchtling in einer Verkleidung entkommen sei. Vaubaron sah dies ein. Er machte daher aus den eben abgelegten Kleidern ein Packet, steckte es in die Höhlung der Mauer und schob den Stein wieder hinein.

Unter der Matrosenkleidung fühlte er sich stärker und leichter, und er sagte bei sich:

„Bin ich erst in der Stadt und in dem Hafen, so bin ich außer Gefahr!“

Um nun aus dem Innern des Bagno zu gelangen, war es nöthig, jenes Gitter, von welchem der junge Galeerensträfling so verächtlich gesprochen hatte, zu übersteigen. Aber das Unternehmen war doch nicht so leicht. Das Gitter war hoch und bis zu zwei Drittel seiner Höhe mit Stacheln und oben mit einer doppelten Reihe von Spitzen besetzt, die so scharf wie Bajonnette waren. Eine falsche Bewegung, ein Verlieren des Gleichgewichtes war hinreichend, den Flüchtling auf diese Eisenspitzen zu stürzen, die im Stande waren, ihm in's Innere zu dringen und ihn zu zerreißen. Und besonders gefährlich war ein solches Ueberklettern in der fast undurchdringlichen Finsterniß der Nacht.

Der Flüchtling machte sich von der Gefahr keine Vorstellung und begann, mit aller Anstrengung an einer Stange des Gitters emporzuklimmen. Drei Viertel des Werkes war glücklich überstanden.

Schon glaubte Baubaron, oben angelangt zu sein, als er plötzlich einen heftigen Stoß gegen den oberen Theil des Kopfes empfing, so daß er fast hinabgestürzt wäre. Sein Kopf hatte sich gegen eine der wagerecht herausstehenden Eisenstäbe gestoßen. Ein Augenblick der Ueberlegung gestattete dem Mechaniker, sich von der Natur des Hindernisses einen Begriff zu machen, gegen welches er sich eben so heftig gestoßen hatte. Aber er ließ sich durch dieses Hinderniß nicht entmuthigen, sondern kletterte weiter, indem er mit Vorsicht die Spitzen vermied. Nach einigen schwierigen Anstrengungen hatte er endlich das fast Unmögliche erreicht, und er befand sich erst knieend, dann stehend auf den Eisenstäben mit schneidenden Kanten,

welche seine Kleidung zerfetzten und sein Fleisch unangenehm berührten. Aber er sah ein, daß er den schwierigsten Theil seines Werkes vollendet hatte.

Unglücklicherweise fühlte sich Vaubaron vor Ermüdung erschöpft und athmete nur mit Mühe, so sehr hatten ihn die gewaltigen Anstrengungen angegriffen, denen er sich eben unterzogen hatte. Er blieb daher einige Minuten völlig regungslos, um sich zu erholen und seinen Gliedern die Gelenkigkeit wiederzugeben.

Er wollte jetzt weiter klettern, als ein niederschmetterndes Gefühl ihn ergriff und ihn fast von der Höhe herabstürzte. Er hatte eben von der Seite des Hafens her in einiger Entfernung das Geräusch von Tritten mehrerer Personen gehört, und zugleich sah er in der Dunkelheit einen Lichtschein.

Sicherlich war es eine Ronde, welche wenige Schritte von ihm vorübergehen mußte.

Diese Ronden, Vaubaron wußte es wohl, bestanden aus zehn bis zwölf wohl bewaffneten Männern, welche die Anweisung hatten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, sobald sich etwas Verdächtiges zeigte.

Noch einen Augenblick, und die Ronde mußte bei dem Gitter anlangen. — Vaubaron wäre dann von dem Lichte beschienen worden. War es wahrscheinlich, daß er den Blicken dieser scharfsehenden Männer entgehen konnte?

Einen Augenblick vorher hatte der Mechaniker, vor Freude zitternd, sich gesagt: „Ich bin gerettet!“ Jetzt murmelte er entmuthigt: „Ich bin verloren!“

Der Flüchtling war im Begriff, zu weichen und zur Erde hinunter zu gleiten, mit der Gefahr, sich an den eisernen Spitzen die Glieder zu zerreißen.

Aber ein doppelter Gedanke hielt ihn zurück.

Zunächst fehlte es ihm an Zeit, so weit zu fliehen, daß ihn der Strahl des Lichtes nicht traf, sodann aber sah er ein, daß er nicht die nöthige Kraft haben würde, um die Höhe des Gitters zum zweiten Male zu erklimmen.

Es blieb Vaubaron in dieser schrecklichen Lage nichts übrig, als sich seinem Geschick zu überlassen und mit Ergebung den Flintenschuß zu erwarten, der ihn ohne Zweifel blutend und entseelt auf den Boden stürzen sollte. Die nächtliche Ronde kam immer näher. Der Träger des Lichts ging den Andern voran, und bald befand sich der Flüchtling innerhalb des erleuchteten Kreises.

VI.

Der Posten.

Hinter dem Träger des Lichtes kamen zehn Männer, die ohne Ordnung weiter schritten. Sie gingen schnell vorwärts und schienen es auch eilig zu haben, so bald als möglich ihr Lager auf der Hauptwache wieder zu erreichen.

Kaum dreißig Schritte von dem Gitter und Vaubaron, befand sich ein Schilderhaus, von dessen Vorhandensein der Mechaniker bisher nichts geahnt hatte. Ein Posten trat aus dem Schilderhause, fällte das Gewehr und rief:

„Wer da?“

„Ronde!“ war die Antwort des befehligenden Unteroffiziers.

„Ronde kann passiren!“

Nach Austausch dieser dienstlichen Formeln rief der Posten vertraulich aus:

„Zum Henker, Kameraden, Ihr habt mit der Ablösung lange warten lassen! Schon seit einer Stunde wartete ich auf Euch!“

„Man muß hier auf der Welt Geduld haben, mein Sohn,“ versetzte der Unteroffizier. „Dagobert, tritt vor! Du bist an der Reihe, mein Junge.“

„Die Ordre?“ fragte Dagobert.

„Ist immer dieselbe: Keine verdächtige Person passiren zu lassen und auf jeden Sträfling zu feuern, der es wagen sollte, zu entweichen.“

„Gut! Doch wer borgt mir etwas Tabak, ich habe meinen Beutel vergessen.“

„Ha! Deinen Beutel zu vergessen!“ rief der Unteroffizier. „Du unordentlicher Kerl! Hier ist der verlangte Tabak; Du kannst ihn mir morgen früh wiedergeben.“

„Danke schön, versteht sich.“

Vaubaron hörte alle diese Worte, als wenn er sich mitten in der Gruppe befunden hätte. Er fragte sich:

„Wie? Diese Leute sehen mich nicht? Das ist unmöglich!“

Nach einiger Zeit rief der Unteroffizier:

„Angetreten! Rechtsum, im schnellen Schritt, marsch!“

Die Mannschaft setzte sich in Bewegung, der Laternenträger voran; die Ronde kehrte dem Gitter den Rücken und war bald in der Dunkelheit verschwunden. Vaubaron kam wieder zu sich; ein neues, verstärktes Vertrauen erfüllte ihn. Er glaubte an das Gelingen

seines von der Vorsehung so sichtbar beschützten Unternehmens. Von dieser Gewißheit beseelt, zögerte er nicht, an dem Gitter auf der andern Seite herabzusteigen. Er berechnete genau den Weg, den er einzuschlagen hätte, um dem Posten nicht zu nahe zu kommen, und er hatte das feste Vertrauen, daß er innerhalb einer Stunde in dem Umkreis des Bagnos keiner für ihn gefährlichen Ronde begegnen werde.

Als der Mechaniker weiter kletterte, wurde der Schritt des Postens allmählich langsamer und ließ sich endlich gar nicht mehr hören. Vaubaron blieb regungslos an seiner Stelle. Er horchte; denn das geringste Ereigniß war gefährlich. War Dagobert in das Schilderhaus getreten, um sich gegen den kühlen vom Meere her wehenden Wind zu schützen?"

Die Zweifel Vaubarons wurden bald aufgehellt. Dagobert war nicht in das Schilderhaus getreten. Er hatte seine Flinte gegen einen Granitblock gestellt, stopfte seine Pfeife und schickte sich an, sie anzuzünden, um sich die lange Weile zu vertreiben. Er nahm ein Feuerzeug heraus und tauchte ein Schwefelholz mit rothem Köpfchen in die Phosphorflasche. Eine blaue Flamme schoß auf; aber der Posten drehte dem Gitter den Rücken und folglich dem Meere das Gesicht zu, und der Wind löschte das Schwefelholz aus.

Dagobert stieß einen Fluch aus und machte einen zweiten ebenso vergeblichen Versuch.

„Ha! Zum Henker!" sagte er darauf, „das ist doch meine Schuld! Warum bin ich so ungeschickt?"

Mit diesen Worten wendete er dem Meere den Rücken zu und dem Gitter das Gesicht. Ein drittes Schwefelholz zischte auf, der Posten schützte es mit

beiden Händen gegen den feindlichen Wind; es brannte jetzt ohne Schwierigkeit, und der Rauch erhob sich triumphirend aus seiner Pfeife.

Jedoch gerade in dem Augenblick, wo das brennende Schwefelholz den Tabak anzündete und in der Dunkelheit einen hellen Schein verbreitete, stieß Dagobert einen Ruf aus, der von einer Miene des Staunens begleitet war.

Seine Lippen ließen die Pfeife zur Erde fallen, daß sie zerbrach. Er ergriff seine Flinte und gab in der Richtung des Gitters Feuer, nachdem er mit der vollen Kraft seiner Lungen geschrieen hatte:

„Allarm! Allarm!"

Unsere Leser begreifen, was geschehen war. Die Strahlen des Schwefelholzes hatten Dagobert die Gestalt des Flüchtlings gezeigt. Vaubaron hörte die Kugel dicht an seinem Kopfe vorübersausen.

„Ich hatte zu früh gehofft!" sagte er sich. „Gott verläßt mich, und diesmal bin ich verloren!"

VII.

Der Kasernenhof.

Dagobert lud seine Flinte wieder, während Vaubaron sich mechanisch an die Eisenstäbe des Gitters klammerte. Er befand sich einen Augenblick in dem Zustande der höchsten Verwirrung. Aber bald kam er wieder zu sich.

„Wohlan!" sagte er bei sich; „es ist geschehen!

Ich habe das Spiel verloren! Aber ich werde bis zum Ende kämpfen."

Seine Hände ließen ihren Stützpunkt los und ergriffen die Eisenspitzen, auf denen seine Füße ruhten. Alsbald gab er seinem Körper eine heftige Bewegung nach hinten und ließ ihn hinunter gleiten, in der Gefahr, sich durch einen Sturz von einer solchen Höhe auf der Stelle zu tödten. Aber zum Glücke kam er aufrecht zu stehen, und obgleich die Erschütterung sehr stark war, so verhinderte sie ihn nicht, augenblicklich mit der größten Schnelligkeit zu entfliehen. War aber die Flucht möglich, da der Hof keinen andern Ausgang bot, als dieses Gitter, von welchem Baubaron sich entfernte? Und mußten nicht in wenigen Minuten alle Wächter des Bagno auf den Beinen sein, um ihn zu suchen und zu fangen?

Das Alles sagte sich der Unglückliche, als er den Hof seiner ganzen Länge nach durchlaufen hatte. Schon hörte man von fern verworrenes Geschrei, und man bemerkte in der Dunkelheit den Schein von Fackeln.

Ein zweiter Schuß ertönte. Dagobert hatte in seinem Eifer von Neuem Feuer gegeben.

„Also hier werde ich sterben!" dachte Baubaron. „Nicht ein Blutstropfen soll durch meine Hand fließen, ich schwöre es; aber ich werde Widerstand leisten, bis sie mich tödten!"

Aber plötzlich, in dem Augenblicke, wo er diese Worte vollendet hatte, hob er den Kopf in die Höhe. Ein Gedanke durchdrang seine Seele. Die hohe Mauer, an welche er sich lehnte, trennte den Hof des Bagno von dem der Marinecaserne. Konnte diese Mauer überstiegen werden, so war noch Hoffnung

vorhanden. Jedoch der Lärm von Tritten und Stimmen kam schnell näher. Schon trafen einige Lichtstrahlen das Gitter. Man mußte sich beeilen! Der Flüchtling mußte verschwunden sein, ehe die Verfolger da waren.

Ein Augenblick reichte für Vaubaron hin, um das dünne, aber feste Seil aufzuknüpfen, welches er um seinen Leib gebunden hatte, und welches am Ende einen stählernen Haken hatte. Dieser Haken, mit fester Hand über die Mauer geworfen, schlug beim ersten Wurf oben ein. Vaubaron untersuchte die Haltbarkeit des Seiles, und fand es zu seiner höchsten Freude fest genug. In drei Sätzen hatte er die Höhe erreicht. Es war Zeit! Das Gitter drehte sich schon in seinen Angeln, und ein Haufe Bewaffneter drang fluchend und schreiend in den Hof.

Der Mechaniker machte den Haken los, wickelte das Seil wieder um seinen Leib und glitt die fünfzehn bis sechszehn Fuß, welche die Mauer hoch war, hinunter, ohne sich zu beschädigen.

Er befand sich jetzt auf dem Hofe der Kaserne, und eine Mauer erhob sich zwischen seinen Verfolgern und ihm; aber er hatte sein Gefängniß nur gewechselt; denn es standen an allen Ausgängen Posten, und außerdem fingen die Soldaten, durch die Flintenschüsse geweckt, an, halb gekleidet, ihre Zimmer zu verlassen und sich auf den Treppen und Gängen zu verbreiten.

Lichter entzündeten sich in jedem Stockwerke, Fenster öffneten sich. Noch wenige Augenblicke, und der Hof war mit Menschen angefüllt.

Ohne den Gedanken an seine Tochter, welcher ihn

aufrecht erhielt, hätte Vaubaron gewiß seinen Dolch gegen sich selbst gewendet, um dem Bagno seinen Leichnam zu übergeben. Aber er dachte an Blanka und sagte bei sich:

„Wir wollen es noch versuchen! Es wird noch immer zum Sterben Zeit sein!“

Vaubaron, von der Finsterniß begünstigt, durchschritt den Hof und näherte sich der Kaserne.

„Wer weiß?“ dachte er, „eine Thür, ein schlecht verschlossenes Fenster geben mir vielleicht die Gelegenheit in das Innere zu schlüpfen.“

Vergebliche Hoffnung, die Thüren waren alle mit schweren Riegeln und Schlössern, und die Fenster mit Eisenstangen versehen.

Plötzlich erleuchtete ein heller Schein den größten Theil des Hofes, in dessen Hintergrund sich unser Held befand. Eine Schaar von zwanzig Mann, an deren Spitze sich vier bis fünf Fackelträger befanden, trat an das Gitter der Kaserne, und verlangte die Oeffnung desselben. Vaubaron, von der Dunkelheit beschützt, zog sich in den entlegensten Winkel des Hofes zurück. Er hatte nur noch einige Schritte zu machen, als seine Schulter sich gegen einen harten hervorspringenden Gegenstand stieß. Er befühlte das Hinderniß. Es war eine Gosse, welche bis zum Dach hinauf reichte und zur Ableitung des Regenwassers diente. Eiserne Ringe, welche in dem Gestein befestigt waren, hielten sie an der Mauer fest.

Sich dieser Gosse zu bedienen, um zu einer Höhe von drei Stockwerken zu gelangen, war ein unsinniges Unternehmen, vor welchem jeder Andere zurückgebebt wäre, da die eisernen Ringe, die hier und da ange-

bracht waren, den Füßen nur einen ganz ungenügenden Stützpunkt darboten. Vaubaron jedoch bebte vor diesem tollen Unternehmen nicht zurück. Seine Hände und seine Kniee umspannten mit einer unerhörten Kraft die glatte Oberfläche der Gosse, und er begann das gefährliche Werk. Während dessen hatte der Führer der Schaar den Posten zu dem Entschlusse gebracht, wenn nicht das Gitter zu öffnen, was seine Anweisung durchaus verbot, so doch wenigstens den dienstthuenden Offizier herbeizurufen. Dieser trat aus der Hauptwache heraus und antwortete dem Einlaß Begehrenden lachend, daß der Flüchtling, wenn er nicht Flügel hätte, in den Hof der Kaserne nicht hätte dringen können, aber daß er es gern auf sich nähme, die Nachforschungen zu gestatten, und daß das Gitter sich öffnen sollte.

VIII.

Auf dem Boden.

Das Unternehmen Vaubaron's war, wie wir schon gesagt haben, ein sehr gefährliches. Denn in dem Augenblicke, wo seine Kräfte ermattet und der Schwindel sich seiner bemächtigt haben würde, hätte er sich an nichts halten können, sondern wäre auf das Pflaster hinuntergestürzt, um sich in dem Falle den Schädel zu zerschmettern. Er wußte es und wiederholte es sich jeden Augenblick: „Ich werde fallen und sterben!" Und dennoch ließen seine Hände nicht los, und er stieg immer weiter.

Das Gitter drehte sich in seinen Angeln. Die Schaar drang in den Hof ein. Der Mechaniker war eben zur Höhe des ersten Stockwerkes gelangt und hatte ungefähr den dritten Theil der Entfernung, welche ihn von dem Dache trennte, hinter sich, aber jetzt schien sein Unglück unvermeidlich, denn seine Glieder versagten ihm den Dienst; ein heftiges Zittern bemächtigte sich seines ganzen Körpers, er fühlte sich unfähig, das angefangene Werk fortzusetzen. Dennoch machte er noch einen letzten, aber überflüssigen Versuch, denn es gelang ihm kaum, sich um einige Zoll weiter zu bewegen. Diese scheinbar unnütze Anstrengung sollte jedoch für ihn eine wichtige Folge herbeiführen, denn Baubaron bemerkte alsbald, daß sein rechter Fuß, anstatt über dem Leeren zu schweben, wie er es bisher gethan hatte, auf einem festen Körper ruhte, auf einem stark hervorspringenden Steine. Unmittelbar über dem Kopfe des Flüchtlings befanden sich die Fenster, welche nicht, wie diejenigen des unteren Stockwerkes, mit Eisenstangen versehen waren. Eins dieser Fenster zu erreichen, eine Scheibe desselben zu zerschlagen und sich in das Zimmer zu stürzen, war in diesem Augenblicke der Gedanke Baubaron's. Er sagte sich, daß das Geräusch, welches auf dem Hofe ertönte, den durch das Zerschlagen der Scheibe hervorgebrachten Lärm übertönen würde. Von dieser Hoffnung erfüllt, vollführte er sein Werk. Ohne einen andern Stützpunkt, als jenen hervorspringenden Stein, auf welchem sich ein einziger seiner Füße stützte, ergriff er mit beiden Händen den äußeren Rand des Fensterkreuzes, welches sich über ihm befand, und klammerte sich daran fest; seine Ellenbogen unterstütz-

ten seine Hände, und er war eben im Begriff, eine Scheibe zu zerschlagen, als er zu seiner unaussprechlichsten Freude bemerkte, daß das Fenster halb geöffnet war. Er öffnete es ganz, schwang sich geräuschlos hinauf und schlüpfte in das Innere.

Alles dies war fast das Werk eines Augenblicks. Gerade in dem Augenblicke, als Vaubaron verschwunden war, erreichte die Schaar seiner Verfolger den entlegensten Theil des Hofes, und das Licht der Fakkeln erleuchtete das ganze Gebäude bis zum dritten Stockwerke. Das Licht gestattete Vaubaron, einige zwanzig Betten zu unterscheiden, welche an den Wänden eines großen Zimmers standen. Alle diese Betten waren leer. Die Thür führte auf einen schwach erleuchteten Gang und war weit geöffnet. Dies war leicht zu erklären. Die Marine-Soldaten, durch den Schuß Dagobert's aus ihrem Schlafe erweckt und einsehend, daß es sich um das Entweichen eines Sträflings handelte, waren aufgestanden, um schnell hinunter zu eilen.

Der Mechaniker durchschritt das Zimmer, steckte seinen Kopf durch die Thür und, da er den Gang leer sah, ging er weiter. Eine Treppe führte zu dem oberen Stockwerke. Er erstieg die Stufen derselben, durchlief einen zweiten Gang, stieg wieder eine Treppe hinauf, ohne einer lebenden Seele zu begegnen, und erreichte endlich die Thür der großen Bodenräume, welche sich unter dem Dache der Kaserne befanden. Der Schlüssel steckte im Schloß. Vaubaron trat ein und verschloß die Thüre wieder hinter sich. Er befand sich in einer tiefen Dunkelheit. Der Lärm von Außen drang nicht bis zu dieser Höhe. Vaubaron

beeilte sich, die Thüre zu verlassen. Er trat also mit ausgestreckten Händen in die undurchdringliche Nacht tiefer hinein und stieß sich bald gegen einen der Balken, welche das Dach trugen. Ueberall haben die Dachstühle fast dieselbe Form. Von Zeit zu Zeit dienen starke, wagerechte Balken dazu, die zu einem spitzen Winkel vereinigten Balken, welche die Gestalt des Daches bilden, zu verbinden. Vaubaron entschloß sich, diese Einrichtung zu seinem Nutzen zu verwenden. Er schwang sich ohne große Mühe auf einen dieser Balken und streckte sich mit flachem Körper auf demselben hin. Jetzt erst konnte der Unglückliche einen Augenblick der Ruhe genießen. Jetzt erst athmete er wieder auf, und sein Herz fing an, langsamer zu schlagen.

In diesem Zustande verfloß ungefähr eine Stunde. Da vernahm er ein Geräusch, welches immer mehr wuchs. Die Ursache desselben war leicht zu errathen. Der Führer der Schaar und seine zahlreichen Begleiter näherten sich, nachdem sie den Hof und dann die einzelnen Stockwerke durchsucht hatten, der Höhe, wo der Flüchtling endlich ein Asyl gefunden hatte. Als Vaubaron den Lärm sich nähern hörte, fühlte er, wie seine Angst von Neuem wuchs, und mit gepreßtem Herzen fragte er sich:

„Was wird geschehen?"

Die Antwort auf diese Frage ließ nicht lange auf sich warten. Die Bodentreppe krachte unter dem Gewichte der sie Betretenden, die Thür öffnete sich; die Fackeln verbreiteten zwischen den Balken ihren strahlenden Schein.

Die Eingedrungenen erreichten bald den Balken,

welcher den zitternden Mechaniker trug. Mehrere von ihnen hoben den Kopf in die Höhe, ohne zu ahnen, daß der, welchen sie suchten, auch in ihrer Nähe sei.

„Sie werden die Schläge meines Herzens hören," sagte Vaubaron bei sich.

Einen Augenblick, wo der Feuerschein auf die Wand fiel, bildete sich der Schatten des Balkens und die Gestalt des auf demselben ausgestreckten Menschen deutlich auf derselben ab. Aber zum Glück wendeten sich die Blicke nicht nach dieser Seite, und Niemand sah jene verrätherischen Linien an der Wand.

Endlich, nach fünf bis sechs Minuten, welche dem Unglücklichen die Länge von Jahren zu haben schienen, hatte die Untersuchung ein Ende.

„Offenbar befindet sich der Flüchtling nicht in der Kaserne," sagte der Führer der Schaar; — „aber er kann nicht fern sein. Es wird also der Befehl gegeben, mit Tagesanbruch den Hafen zu besetzen, und ich stehe dafür, daß vor morgen Abend der Gefangene sich wieder im Bagno befinden wird."

Ein beifälliges Gemurmel begleitete diese Worte, und die Schaar der Verfolger verließ den Boden.

Der Leser wird ohne Zweifel erstaunen, wenn er hört, daß nach dem Fortgange der Verfolger Vaubaron in einen schweren Schlaf verfiel, welcher einer Ohnmacht glich. Aber nichts ist leichter erklärlich. Die Natur machte ihre Rechte siegreich geltend. Vaubaron hatte in wenigen Stunden einen fast übermenschlichen Aufwand von Kräften gemacht. Jetzt, als die Gefahr für einen Augenblick vorüber war, erlag der Körper des Flüchtlings jener unwiderstehlichen Gewalt, welche Schlaf heißt.

Er wurde auf eine heftige Weise durch ein furchtbares Geräusch geweckt, welches ihm so nahe war, daß er in seiner ersten Verwirrung glaubte, das Dach stürze ein. Der Tag war angebrochen, und es war eben ein Kanonenschuß gefallen.

Der Wall der Stadt befindet sich fast in gleicher Höhe mit dem Dach der Kaserne. Gerade auf diesem Walle und ganz nahe dem Orte, wo Baubaron ein Asyl gesucht hatte, befand sich die Batterie von zwei Kanonen starken Kalibers, welche die Bestimmung hatten, das Entweichen eines Gefangenen anzuzeigen.

Einige Minuten verflossen; darauf ertönte ein zweiter Schuß, welcher den benachbarten Gegenden die Nachricht brachte, daß ein Galeerensträfling so eben den Kreis des Bagno überschritten habe.

Ein bitteres Lächeln trat auf die Lippen des Mechanikers.

„Ha!" sagte er sich, „von diesem Augenblicke an bin ich für vogelfrei erklärt! Die Verfolger werden sich in die Umgegend begeben! Aber heut wenigstens sollen sie die Spur vergeblich suchen!"

Der schwache Schein der wachsenden Morgenröthe färbte den östlichen Himmel. Im Innern des Bodens war Alles dunkel. Noch viele Stunden mußten verfließen, bevor der Flüchtling daran denken konnte, das unterbrochene Werk seiner Entweichung fortzusetzen. Augenblicklich drohte ihm keine Gefahr; seine Glieder hatten ihre frühere Gelenkigkeit und Biegsamkeit noch nicht wiedererlangt. Er drehte sich auf dem Balken um; seine Augen schlossen sich wieder, und zum zweiten Male verfiel er in einen tiefen Schlaf.

Als er von Neuem erwachte, hatte es eben zwölf

Uhr Mittags geschlagen, und ein bläulicher Schein drang durch die engen Oeffnungen des Daches und erleuchtete spärlich die weiten Räume.

Vaubaron fühlte jetzt, daß die Ruhe, welche er genossen hatte, seine Kräfte bedeutend gestärkt hatte; aber er empfand einen brennenden Durst, und wenn auf der Welt etwas möglich war, so war es das, diesen Durst zu befriedigen. Vaubaron versuchte es jedoch, ihn zu überwinden, indem er alle seine Gedanken auf die letzte Ausführung seines Unternehmens richtete.

So verfloß der übrige Theil des Tages.

Vaubaron wartete, wie am Tage vorher, nicht allein, bis die Dunkelheit eingetreten wäre, sondern auch, bis die Uhr der Kaserne zwölf Uhr Mitternacht geschlagen hatte, um seinen Balken zu verlassen und weiter zu handeln.

Jetzt wendete er sich nach dem entlegensten Theil des Bodens und durchschnitt, indem er sein Messer aus der Tasche zog, die Latten, welche die Bestimmung hatten, die Schiefersteine des Daches zu tragen. Hierdurch wurde es ihm leicht, diese Schiefersteine selbst geräuschlos zu entfernen und eine Oeffnung zu machen, welche hinreichend war, den Körper eines Menschen hindurchzulassen. Durch diese Oeffnung kletterte er auf das Dach und, indem seine beiden Füße sich gegen den Rand der Gosse stemmten, wartete er, bis seine Augen sich an die Finsterniß gewöhnt haben würden, um ihm zu gestatten, die Umgebung zu erkennen. Nach wenigen Minuten wurde es ihm möglich, seine Absicht zu erreichen. Unmittelbar unter ihm befand sich die Fläche, auf welcher die

beiden Kanonen standen. Diese Fläche war mit Gras bewachsen und leer; sie bildete einen Vorsprung und entzog den Augen Vaubarons den unter ihr gelegenen Wall. In der Ferne unter dem undurchdringlichen Schleier der Nacht lag das unermeßliche Gefilde, wo hier und da hinter den Scheiben der Hütten die Lampen spät arbeitender Weber leuchteten. Auf der rechten Seite dehnte sich der Ocean aus. Ein tiefes Schweigen herrschte überall; nur dann und wann vernahm man das Bellen eines Hundes. Alles schien in der Kaserne zu schlafen; kein Geräusch erhob sich aus den Gebäuden des Bagno's. Vaubaron fühlte sein Herz pochen und schlagen.

„Ich habe lange gewartet! Ich habe grausam gelitten!“ sagte er bei sich, „aber Gott begünstigt mich endlich, und diese Nacht ist Alles für mich!“

Der Raum, von dem Orte, wo er sich befand, bis zu der grasigen Fläche, betrug kaum zwanzig Schritt. Der Flüchtling, dessen Füße den Rand der Gosse nicht verließen, kletterte an dem Dache nach der Ecke des Gebäudes zu. Hier knüpfte er sein unschätzbares Seil los, und da es wenigstens vierzig Fuß maß, so befestigte er es um einen hervorragenden eisernen Haken zur Hälfte seiner Länge, nahm es dann doppelt und indem er es mit beiden Händen ergriff, ließ er sich hinuntergleiten und erreichte den Erdboden. Er brauchte nur an einer Seite des Seiles zu ziehen, um es ganz wieder zu sich herabzubringen. Nachdem er diese ersten Erfolge erreicht hatte, wendete er sich schnell zu dem Rande der Fläche, welche den Wall beherrschte.

„Ich werde das Ende meines Seils,“ sagte er

bei sich, „an die Lafette einer Kanone oder irgend einen andern Gegenstand befestigen, und in wenigen Minuten werde ich den Umkreis der verwünschten Stadt überschritten haben! Blanka, mein Kind! Dein Vater wird frei sein!“

Etwas jedoch beunruhigte ihn. Das rechtlinige Bild der Fläche malte sich auf eine ihm unerklärbare Weise auf einem weniger dunklen Gegenstande ab. Woher konnte dieser Schein rühren?

Ach! Der Flüchtling erfuhr es nur zu bald! Wer beschreibt die Verzweiflung, welche sich seiner bemächtigte, als er sich nach dem Walle hinbeugte und zahlreiche Laternen bemerkte, die hier und da aufgestellt waren, und Wachtposten, welche sich begegneten und von einander entfernten auf ihrem eintönigen Spaziergange.

Der Führer der ihn verfolgenden Schaar hatte sein Wort gehalten. Ueberzeugt, daß der Flüchtling in der vorangehenden Nacht das Freie nicht hatte erreichen können, hatte er schnell den Hafen und die Stadt besetzen lassen und noch vier Compagnieen Infanterie von der Marine dazu verwendet.

So war also in dem Augenblick, wo unser Held sich schon gerettet glaubte, das Entweichen rein unmöglich. Er mußte sich für besiegt erklären oder, das Messer in der Hand, sich mitten durch die Soldaten einen blutigen Weg bahnen. Aber Vaubaron dachte nicht daran. Diese Täuschung war die schrecklichste, die grausamste von allen, welche er seit vier und zwanzig Stunden erfahren hatte. Der Unglückliche fiel, wie vom Blitz getroffen, an dem Rande der Fläche nieder, wenige Schritte von den Kanonen,

welche am Morgen desselbigen Tages seine Flucht verkündet hatten. Dieser Zustand einer fast vollständigen Ohnmacht dauerte länger, als eine Stunde. Nach Verlauf dieser Zeit brachten die Frische der Nacht und die Berührung mit dem feuchten Rasen den Unglücklichen allmählich wieder zu sich.

IX.

Das Grab.

Er stand langsam wieder auf und blickte verstört um sich. Seine Seele und sein Körper litten in diesem Augenblick unendliche Qualen; die Täuschung und das Erfolglose seines Werkes brachen ihm das Herz; ein immer mehr zunehmender Durst brannte in seinen Eingeweiden.

Was sollte er thun? Wo sollte er sich verbergen? Auf das Dach der Kaserne zurückzusteigen und seinen Platz auf dem Boden wieder einzunehmen, war rein unmöglich. An der Stelle, wo er sich befand, zu bleiben, war gefährlich; in jedem Augenblicke konnte eine nächtliche Ronde vorüberkommen. Die Zeit verfloß, und mit dem Anbruch des Tages mußten die Artilleristen kommen, um den Kanonenschuß zu lösen.

Vauboron sagte sich dieses Alles, und sein Blick wendete sich verzweifelnd gen Himmel, um Gott anzurufen, welcher ihm so offenbar seinen Schutz zu versagen schien.

„Herr, allmächtiger Gott,“ stammelte er, „erbarme Dich meiner! — Tödte mich oder rette mich!“

In diesem Augenblick kam ihm ein Gedanke, und er ergriff ihn begierig, als wäre er vom Himmel herabgestiegen.

Er beugte sich zur Erde herab, und mit Hülfe seines Messers hob er Rasenstücke in einer Breite von zwei Fuß und in einer Länge von ungefähr sechs Fuß heraus. Darauf höhlte er den bloßgelegten Raum aus, indem er dafür sorgte, die aus der Höhlung herausgezogene Erde weit fortzutragen und in jeder Beziehung zu zerstreuen. Als dies Grab, welches fast denjenigen ähnlich war, die man auf den Kirchhöfen macht, ihm tief genug zu sein schien, legte er sich hinein, wie ein ohne Sarg begrabener Todter, und brachte auf seinen Körper und sein Gesicht die Rasenstücke, indem er in der Gegend seines Kopfes zwei unsichtbare Oeffnungen ließ, die hinreichend waren, um der äußeren Luft den Eintritt zu gestatten. So lebendig begraben, zu der Unbeweglichkeit eines Leichnams verdammt, die Brust von einem brennenden Durst verzehrt, die Glieder erstarrt von der Berühhrührung der feuchten Erde, welche ihn überall umhüllte, fing der Unglückliche wieder an, von seiner Befreiung zu träumen; so sehr ist die Hoffnung in dem Herzen der Menschen unzerstörbar.

Welches konnte jedoch diese Hoffnung Baubarons sein? Er rechnete nur auf eins, das, wenn auch nicht wahrscheinlich, doch wenigstens möglich war. Nämlich, daß nach Verlauf von zwei Tagen und zwei Nächten der Vorsteher des Bagno's sich überzeugen würde, daß der Flüchtling allen Nachforschungen entwischt wäre, und daß er daher weniger strenge Befehle ertheilen würde. Er dachte auch, daß die Ma-

rine-Soldaten, ermüdet von den langen und erfolglosen Wachen, in ihrer Wachsamkeit nachlassen würden.

Kaum hatte Vaubaron das letzte Rasenstück über sich gebreitet, als er die Erde unter den regelmäßigen Tritten mehrerer Menschen erzittern fühlte, und zu gleicher Zeit drang der deutliche Ton von Stimmen zu seinem Ohr. Eine zahlreiche Patrouille schritt über die Fläche. Vaubaron zitterte am ganzen Körper. Einen Augenblick fürchtete er, daß sein Grab sich auf dem Wege dieser Menschen befinden, und daß sie ihn ersticken könnten, wenn sie über ihn fortschritten; aber bald verkündete ihm das schwächer werdende Geräusch der Stimmen und der Tritte, daß die Patrouille sich entfernte.

Der übrige Theil der Nacht verfloß in tiefer Ruhe. Der Tag erschien. Die Artilleristen kamen, und der Kanonenschuß ertönte durch die Stille. Eine Stunde folgte der andern. Vaubaron konnte Anfangs den Verlauf der Zeit nach den Schlägen der Kasernenuhr berechnen; aber nach und nach bemächtigte sich seiner eine Art Ohnmacht; er fühlte ein unendliches Leiden; die Ursachen dieses Leidens entgingen ihm; er dachte nicht mehr, er glich einem Todten, und allem Anschein nach kam der Tod zu ihm, ihn mit seinen Flügeln zu berühren. Plötzlich bewegte sich der Unglückliche in seinem Grabe, wie sich ein Sterbender auf seinem Todesbette bewegt. Ein seltsames Trugbild bemächtigte sich seiner. Es kam ihm vor, als habe man ihn wieder ergriffen und lege ihn, um seinen Fluchtversuch zu bestrafen, mit gebundenen Füßen und Händen in ein gebrechliches Boot, welches man in einer stürmischen Nacht dem weiten Meere überließ. Das Heulen

des entfesselten Sturmes, die Schläge des Donners betäubten ihn, die aus den Wolken dringenden Blitze blendeten ihn. Der zu gebrechliche Rand des Bootes krachte unter den Schlägen des Meeres; die schäumenden Wogen thürmten sich mit stets wachsender Wuth.

Das Boot füllte sich mit Wasser, und dieses Wasser stieg schnell, es bedeckte die Brust Vaubarons; es war im Begriff, seinen Mund zu erreichen! Noch eine Minute, und es war um den Unglücklichen geschehen. In diesem Augenblick machte Vaubaron eine gewaltige Anstrengung, um die Bande zu zerreißen, durch welche er sich gefesselt glaubte. Er erhob sich in seinem Grabe; durch das Ungestüme seines Sprunges warf er die Rasenstücke, welche ihn bedeckten, weit weg; er stand fast aufrecht, plötzlich wieder belebt, und er sah in demselben Augenblicke die Ursachen des Trugbildes ein, welches sich seiner bemächtigt hatte.

Die Nacht war gekommen. Ein furchtbares Gewitter brach über Brest aus, die Blitze und die Donnerschläge folgten sich unaufhörlich; ein Regenguß strömte herab, als hätten sich alle Schleusen des Himmels zugleich geöffnet. Das Erste, was Vaubaron that, war, daß er auf seine Kniee sank und Gott dankte, welcher dieses Unwetter zu seiner Rettung entfesselt hätte. Er füllte darauf seinen Matrosenhut mit diesem von allen Seiten herabströmenden Wasser, und indem er es begierig trank, schien es ihm, als trinke er das Leben daraus.

„Jetzt bin ich stark," sagte er bei sich, „ich bin stark; denn Gott ist für mich!"

Alsbald wendete er sich zu dem Abhange der Fläche. In diesem Augenblick schlug es von der Kasernenuhr zwölf Uhr Mitternachts. Vaubaron streckte sich mit dem flachen Körper auf die Erde und blickte hinab. Wie in der vorigen Nacht, waren im Zwischenraume Laternen aufgehängt; aber nur zwei von ihnen, die weit von einander standen, gaben einen schwachen Schein. Die andern waren bei dem heftigen Sturme nach und nach erloschen.

Ein Blitz ließ Vaubaron den Wall in seiner ganzen Ausdehnung als einen verlassenen erkennen. Die Posten, welche in ihren Schilderhäusern einen Schutz gegen den Regen und den Wind suchten, hatten jede Wachsamkeit aufgegeben. Nichts war einem Entweichen günstiger. Der Raum von der Spitze der Fläche bis zu dem Wege auf dem Walle betrug höchstens funfzehn Fuß. Vaubaron ließ sich ohne Hülfe seines Seiles herab und befand sich auf dem Walle. Er hatte vorsichtig genug einen Punkt zwischen zwei Schilderhäusern gewählt, der von beiden gleich weit entfernt war. Ungefähr funfzig Schritt trennten ihn von jedem Posten.

Die Stelle war gefährlich; unaufhörliche Blitze erleuchteten den Himmel, und die Flinten haben eine große Tragweite. Es mußte schnell gehandelt werden. Vaubaron band sein Seil wieder los. Nachdem er diese Arbeit vollendet hatte, benutzte er den ersten Augenblick, wo es ganz finster war, und schlich bis an den Rand des Walles. Während er den Haken seines Seiles fest in die Vertiefung eines Steines fügte, zeigte ihm ein blendender Blitzstrahl eine Tiefe unter ihm, welche ungeheuer zu sein schien.

„Ich glaubte, hoffen zu können, und ich täuschte mich!" murmelte Vaubaron; „mein Seil wird zu kurz sein, und ich bin verloren! Aber was schadet's! Mein Leben steht in den Händen Gottes — nicht ich suche den Tod, sondern das Verhängniß tödtet mich!"

X.

Die Lichtung.

Indem Vaubaron diese Worte aussprach, ergriff er sein Seil mit beiden Händen, schwang sich über den Rand des Walles und stürzte sich kühn in den Abgrund. Niemals war ein Herabsteigen gefährlicher, als das seinige. Der Sturm schleuderte ihn an dem Stricke hin und her, und der Flüchtling stieß sich in jedem Augenblicke gegen die Mauer. Die an derselben wachsenden Dornensträucher zerrissen sein Gesicht und seine Hände. Jedoch er ließ sich hinab, aber sehr langsam, denn er schonte seine Kräfte so viel als möglich, und von Minute zu Minute hielt er inne, um Athem zu schöpfen.

So waren fast fünf Minuten verflossen. Die Erschöpfung bemächtigte sich seiner, seine ermatteten Hände konnten nur mit Mühe das Seil festhalten, welches ihn über dem Abgrunde erhielt.

Plötzlich durchdrang ihn ein schreckliches Gefühl. Er hatte das Ende des Seiles erreicht, er fühlte die Leere unter seinen Füßen, und er wußte nicht, ob die Entfernung, welche ihn noch von dem Erdboden trennte, eine solche wäre, die ein Mensch ausfülleu kann, ohne

sich in seinem Sturze zu zerschmettern. Er wußte auch nicht, ob er in diesem Sturze nicht spitze Felsen unter sich finden würde, die im Stande waren, seinen Körper in eine blutige Leiche zu verwandeln.

„Im Namen Gottes!“ murmelte er.

Und er ließ los.

Ein dumpfer Ton entrang sich seiner Brust; das Blut drang ihm aus der Kehle; es kam ihm vor, als stürze er durch eine feurige Wolke; darauf schlug er mit unerhörter Heftigkeit auf einen sumpfigen Schlamm, und er war erstaunt, sich noch lebend zu fühlen, als er nach einigen Augenblicken wieder zu sich kam. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich seiner eine unsägliche Freude. Er hatte das Werk vollbracht, von dem sein Leben abhing. Er hatte das Ziel erreicht; er befand sich außerhalb des Bagno's, außerhalb der Stadt. Die Lnft, welche er athmete, war die Luft der Freiheit.

Das Unwetter schien sich jetzt bei der Vollendung des Werkes zu legen. Die Wolken jagten am Horizont in dunklen Massen umher, und schon erschien das blaue Firmament mit seinen unzähligen Sternen.

Baubaron, mit Schlamm bedeckt vom Kopf bis zu den Füßen, verließ den Fuß des Walles, schlug den ersten Fußpfad ein, der sich ihm darbot, und eilte schnell in's Freie. Wohin er ging, das wußte er noch nicht. Die Hauptsache war zunächst, die Dunkelheit der Nacht zu benutzen, um sich so weit als möglich von Brest zu entfernen; denn das am Walle hängende Seil mußte unfehlbar entdeckt werden und seine Verfolger zu einer neuen Jagd auf ihn antreiben.

Die Wege in der Bretagne sind fast in allen Jah-

reszeiten schlecht und waren es besonders jetzt nach dem heftigen Regen. Vaubaron schritt Anfangs schnell und fest vorwärts, mit jenen Schritten eines Mannes, welcher weiß, daß seine Freiheit und sein Leben von der Schnelligkeit seiner Flucht abhängen. Aber ach! allmählich wurde sein Schritt langsamer. Der zähe Schlamm des Weges setzte sich an seine Schuhe und machte sie so schwer, als wären sie von Blei. Aber dies war noch nicht Alles. Als die fieberhafte Aufregung, welche ihn Anfangs aufrecht erhalten hatte, sich legte, fühlte er, daß eine immer mehr zunehmende Schwäche sich seiner bemächtigte. Er bemühte sich, seinen Magen zu erfrischen, indem er mit langen Zügen das schlammige Wasser trank, welches längs des Fußpfades floß. Es gelang ihm nur halb; aber er gebot seinen Leiden Schweigen, und von einer starken Willenskraft getragen, setzte er seinen Weg mit schwankendem Schritte fort.

Der Fußpfad führte einen Hügel hinan. Auf der Höhe desselben angelangt, warf Vaubaron einen Blick rückwärts und konnte sich überzeugen, einen wie geringen Weg er bisher durchlaufen hatte. Die blassen Strahlen der letzten Blitze zeigten ihm noch die Stadt und den Hafen von Brest fast unter seinen Füßen. Verzweiflung und Entmuthigung erfüllten ihn auf's Neue. Er setzte sich einige Minuten lang in das nasse Gras am Wege, stützte sein Haupt mit den Händen und weinte bitterlich. Aber bald schämte er sich seiner Schwäche, jetzt wo er so viel schon gethan hatte; er stand schnell wieder auf und ging weiter. Nach einer Viertelstunde ungefähr trat er in eine ziemlich große Lichtung, auf welcher hier und da vor Kurzem ge-

fällte Baumstämme zerstreut lagen. Zur linken Seite sah man eine Art roh gebauter Hütte, denen ähnlich, welche die Köhler sich in den Wäldern bauen. Seit einiger Zeit schien es Vaubaron, als träfe ein dumpfes Murren sein Ohr, und je mehr sich der Flüchtling der Hütte näherte, desto deutlicher wurde dasselbe. Endlich als Vaubaron vor der Thür des kleinen Gartens, welcher um die Hütte lag, vorübergehen wollte, ließ sich ein wildes Heulen aus diesem Garten vernehmen, und ein Hund von der größten Art, aber glücklicherweise von einer Kette zurückgehalten, sprang hervor in der Absicht, sich auf unsern Helden zu werfen.

Zu gleicher Zeit öffnete sich der Laden des einzigen Fensters der Hütte, und eine Stimme fragte rauh und drohend:

„Wer geht da?"

Vaubaron schwieg und blieb stehen, damit das Geräusch seiner schweren Tritte seine Anwesenheit nicht verriethe. Der Hund fuhr fort, zu heulen. Die rauhe Stimme gebot ihm mit einem derben Fluch Schweigen und versetzte:

„Wenn Derjenige, welcher vorübergeht, ein rechtschaffener Mensch ist, so rathe ich ihm zu antworten. Antwortet er nicht, so werde ich meinen Hund auf ihn loslassen, und er ist ein Mann des Todes. Es ist in der Gegend ein entsprungener Sträfling; also wehe dem, der des Nachts durch den Wald geht und seinen Namen nicht nennen will!"

Der Flüchtling beharrte in seinem Schweigen, und indem er den Weg verließ, eilte er mitten durch die Lichtung dahin. Er erreichte schnell das andere Ende

derselben, wo der Hügel zu einem gewundenen und schmalen Thale hinab führte. In diesem Thale floß zwischen hundertjährigen Bäumen der kleine Fluß Penfeld, sonst ruhig und nicht tief, aber in dieser Nacht von den Regengüssen hoch angeschwollen.

Verlassen wir für einen Augenblick den Flüchtling und wenden uns zu der Hütte, wo sich ein unerwartetes Ereigniß von großer Wichtigkeit vorbereitete.

XI.

Die Dogge Malo Guerns.

Jener Hund, welcher dem Flüchtling ein so großes Entsetzen eingeflößt hatte, gehörte dem Eigenthümer der Hütte Malo Guern, welcher das doppelte Gewerbe eines Köhlers und Verfolgers von entsprungenen Galeerensträflingen trieb. Malo Guern, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von einem wilden Aeußern und einer herkulischen Kraft, lebte mit seinem Weibe Marion allein und in einem tiefen Elende. Dies Elend hatte seine einzige Ursache in einem abscheulichen Laster, der Trunksucht. Sobald Malo und Marion einige Sous verdient hatten, kauften sich Beide eine Flasche Branntwein und tranken, bis sie vollständig betrunken auf den Boden ihrer Hütte hinsanken. Nur um seinen Verdienst zu erhöhen und dadurch häufiger seinem Laster zu fröhnen, war der Köhler Verfolger der Sträflinge geworden.

Auf dieses Geschäft legten sich übrigens außer Malo noch Viele in der Gegend von Brest. Hier

lebte in einzelnen Horden ein in Lumpen gehülltes Volk, das in den Felsenhöhlen der Küste seinen Wohnsitz hatte, jeder Arbeit feind war und sich nie weit von der Küste entfernte. Diese Leute, eine Art Zigeuner, lebten, wenn sie kein Geld hatten, von den todten Fischen, welche das Meer auswarf. Für sie war meist der Bagno die Quelle ihrer Erhaltung und ihrer wilden Genüsse. Von Geschlecht zu Geschlecht widmeten sich diese Familien mit dem ganzen Eifer eines wilden Triebes der Jagd auf die entsprungenen Galeerensträflinge. Sie kannten die Gegend genau, alle Hohlwege, alle einsamen und öden Thäler, wo ein Entsprungener nach den Anstrengungen seiner Flucht sich etwas erholen zu können hoffte. Diese Landstreicher lagen unaufhörlich auf der Lauer und warteten auf einen Kanonenschuß. Und war dieser gefallen, so zerstreuten sie sich nach allen Richtungen und selten entging ein Flüchtling ihren Nachforschungen. Der Preis, welcher auf einen wiedereingefangenen Sträfling gesetzt war, betrug, wenn er außerhalb der Stadt Brest gefangen wurde, hundert Franken. Diese Summe wurde dann redlich oft unter vier bis fünf Horden vertheilt, weil man in jedem neuen Falle dasselbe zu erwarten hatte.

Malo Guern also gehörte auch zu dieser Klasse von Jägern auf menschliches Wild; betrieb jedoch dies Handwerk für sich allein mit seinem Weibe.

Wie alle Bauern der Bretagne, besaß er die besondere Kunst, Jagdhunde abzurichten. Durch angestrengte Bemühungen hatte er seinen Hund daran gewöhnt, die Sträflinge unter den übrigen Menschen herauszufinden.

Sobald die Lärmkanone erschollen war, pflegte der Köhler seine Flinte über seine Schulter zu werfen, seinen Hund los zu binden und mit ihm, indem er ihn an der Kette mit sich führte, einen Weg durch die Umgegend von Brest zu machen. Sobald der Herr und der Hund dann an die Stelle gelangten, wo die Schritte des Flüchtlings den Weg Malos gekreuzt hatten, sprang der Hund wüthend auf, suchte sich loszureißen und führte seinen Herrn zu dem Schlupfwinkel des Flüchtlings, welcher bei dem Anblick des Ungeheuers von Entsetzen ergriffen, nicht an Wiederstand dachte und sich ruhig nach dem Bagno zurückführen ließ.

Zwei Tage vorher, als das Entweichen des Mechanikers signalisirt worden war, hatte sich Malo Guern ebenfalls schnell auf den Weg gemacht. Aber alle Nachforschungen waren vergeblich gewesen, und Malo war der Ueberzeugung, daß die Flucht des Sträflings glücklich gelungen sei. So kam die Nacht des dritten Tages und mit ihr jenes furchtbare Ungewitter, von welchem wir gesprochen haben. Malo und sein Weib, durch das Leuchten der Blitze und die heftigen Donnerschläge lange wach erhalten, waren endlich eingeschlafen, als die Dogge zu heulen begann. Marion war zuerst erwacht. Sie schüttelte ihren Mann, welcher alsbald übel gelaunt auffsprang und ausrief:

„Nun bei allen Teufeln, was giebt es denn?“

„Still!“ versetzte Marion, „sprich leiser und höre.“

„Was?“

„Der Hund —“

„Er bellt nicht, wie mir scheint —“

„Nein, sondern er brummt. Horch nur, und Du wirst Dich ebenfalls überzeugen.“

Malo folgte der Aufforderung seines Weibes und horchte.

„Ja," sagte er, „der Hund zieht an seiner Kette und schnüffelt. O, das Thier hat Verstand!"

„Wenn es der entsprungene Sträfling von neulich wäre?"

„Das könnte wohl möglich sein."

Diese Worte wurden zwischen dem Manne und seinem Weibe gewechselt, als Vaubaron in die Lichtung trat und sich der Hütte näherte. Als die Dogge immer stärker brummte, verließ der Köhler sein Strohlager, welches ihm als Bett diente, und er hatte noch nicht die Zeit gehabt sich anzukleiden, als der Flüchtling sich fast schon der Hütte gegenüber befand. Jetzt brach die Dogge plötzlich in ein lautes Heulen aus. Malo kannte die Natur dieses Geheuls; das menschliche Wildprett mußte ganz nahe sein. Er öffnete den Laden und rief jenes „Wer geht da?" in die Finsterniß hinaus.

Das übrige wissen unsere Leser. Sie sahen Vaubaron die Flucht ergreifen und seinem Weg durch die Lichtung nach dem Thale nehmen.

„Das kann nur der Galeeren-Sträfling sein," sagte Marion lebhaft; er hat einen Vorsprung — er wird Dir entwischen, und hundert Franken sind verloren!"

„O, was das betrifft, Weib, so beruhige Dich! Der muß sehr schlau sein, der mir entwischen soll! Ist noch Branntwein im Hause?"

„Höchstens eine halbe Flasche."

„Nun, morgen werden wir nicht eine Flasche, sondern eine Tonne voll haben! Hörst Du, Weib? Eine

ganze Tonne! Und einen ganzen Monat hindurch werden wir uns täglich betrinken können!"

Diese köstliche Aussicht elektrisirte Marion.

„Auf die Jagd, Mann!" rief sie aus, „schnell auf die Jagd, ich bin auch dabei."

Und bei diesen Worten ergriff sie ein Hackmesser, während ihr Mann eine alte rostige Flinte von der Wand nahm und über die Schultern warf. So schritten beide aus der Hütte; Malo band den Hund los und schlang das Ende der Kette um seine Faust.

Kaum fühlte sich der Hund im Besitz einer gewissen Freiheit, als er mehrere heftige Sprünge that. Die Thür des Gartens war geöffnet.

„Suche!" sagte der Köhler.

Die Dogge heulte freudig und zog Malo mitten durch die Lichtung den frischen Spuren des Flüchtlings nach. Der Geruch und sein Instinkt leiteten den Hund besser, als es am hellen Tage die geübtesten Augen hätten thun können. Die beiden Personen, von dem Hunde geführt, gelangten in noch nicht einer Viertelstunde an das Ende der Fläche. Hier blieb die Dogge stehen, hob den Kopf in die Höhe, schnaubte wüthend, und indem sie ihre flammenden Augen auf ihren Herrn richtete, fing sie an, aus vollem Halse zu bellen.

XII.

Der Penfeld.

„Was hat denn der Hund?" fragte Marion; „warum geht er nicht weiter?"

„Sicherlich, weil er den Entsprungenen sieht," antwortete der Köhler.

Malo Guern irrte sich nicht. So dunkel es auch war, so hatte doch der Hund den Flüchtling auf dem entgegengesetzten Ufer des kleinen Flusses in dem Zustande einer völligen Regungslosigkeit ausgestreckt gesehen.

Kaum hatte nämlich Vaubaron, als er sich von der Hütte Malo Guerns entfernte, einige hundert Schritte gemacht, als er das immer mehr sich nähernde Bellen des Hundes hinter sich vernahm. Es war offenbar, daß das wilde Thier ihn verfolgte, und die Drohung des Mannes mit der rauhen Stimme in Erfüllung ging.

Vaubaron fehlte es gewiß nicht an Muth und Kaltblütigkeit; aber der Gedanke an einen Kampf gegen ein wildes Ungeheuer erfüllte ihn mit einem wahnsinnigen Schrecken und verlieh, trotz der Müdigkeit, seinen Füßen Flügel. Er eilte schnell den Hügel hinab und erreichte das Ufer des Penfeld. Hier blieb er einen Augenblick stehen, um Athem zu schöpfen, dann aber, obgleich er die Tiefe des Flusses nicht kannte, warf er sich ohne Zögern hinein, um ihn zu durchschwimmen. Anfangs schritt er in demselben leicht vorwärts; aber jemehr er sich der Mitte näherte, desto mehr nahm die Tiefe zu, und die Gewalt des

Stromes nahm eine fast unwiderstehliche Kraft an. Baubaron schritt jedoch immer weiter. Plötzlich verlor er den Grund; der Strudel erfaßte ihn, und er verschwand auf einige Augenblicke unter dem ungestümen Wasser. Zum Glück war er ein guter Schwimmer; er erschien bald wieder und begann, kräftig gegen das gefährliche Element zu kämpfen. Nach langen und mühsamen Versuchen, sich der Strömung zu entreißen, gelang es ihm endlich, den Zweig einer Weide zu erfassen; er klammerte sich an denselben und erreichte glücklich die Wiese, welche der Penfeld in zwei fast gleiche Theile theilt. Hier blieb er jeder Bewegung und fast des Bewußtseins beraubt liegen.

Malo Guern und Marion, stets von der Dogge geführt, stiegen den Hügel vorsichtig hinab. Der Hund suchte nicht mehr, sondern zog in jedem Augenblicke mit der wildesten Ungeduld an seiner Kette. Malo war überzeugt, daß das kluge Thier den Entsprungenen nicht aus dem Auge verlor. Der Mann und sein Weib kamen jetzt ebenfalls an dem Ufer des Flusses an. Ein Raum von kaum dreißig Fuß trennte in diesem Augenblicke die Verfolger und den Flüchtling. Der Hund bellte entsetzlich. Malo versuchte es vergeblich, ihn zu beruhigen; Liebkosungen und Schläge fruchteten nichts; die Sprünge des Hundes wurden immer ungestümer.

„Zum Henker!“ rief der Führer aus, „das verwünschte Thier wird mich in den Fluß hineinziehen.“

Und da er dem schrecklichen Ziehen des Hundes nicht länger widerstehen konnte, so ließ er die Kette los. Alsbald stürzte sich der Hund, sich endlich frei fühlend, mitten in den Strom, gegen welchen er sie-

reich kämpfte, erreichte in kaum einer Minute das entgegengesetzte Ufer und warf sich auf den fast entseelten Vaubaron. Dieser wurde durch den glühenden Hauch, welcher sein Gesicht berührte, wieder zu sich gebracht. Das Entsetzen gab ihm seine Kräfte und seine Geistesgegenwart wieder. Er richtete sich auf, während seine beiden Hände die Dogge bei der Kehle erfaßten und sich zusammenpreßten, um sie zu erwürgen. Es war ein kurzer, aber schrecklicher Kampf. Bald hatte Vaubaron für einen Augenblick die Oberhand, bald hielt er sich für besiegt.

Malo Guern, auf dem andern Ufer stehend, sah nichts, sondern hörte nur das erstickte Winseln des Hundes und die krampfhaften Ausrufe des Mannes und ermunterte den Hund durch wiederholten Zuruf.

Wahrscheinlich wäre der Sieg nicht dem Manne, sondern dem Hunde verblieben, wenn Jener sich zu seiner Vertheidigung nur seiner Kräfte allein bedient hätte. Zum Glück erinnerte Vaubaron sich plötzlich des Messers, welches er in seiner Tasche trug. Um dies Messer zu ergreifen, mußte er die Kehle des Hundes loslassen. Das geschah schnell wie ein Blitz. Der Hund, von den eisernen, ihn würgenden Fingern befreit, sprang auf; seine scharfen Zähne erfaßten den linken Arm Vaubaron's. Die rechte Hand erschien bewaffnet wieder, das Messer verschwand gänzlich in der Brust des Ungeheuers, welches röchelnd niedersank, während der Todeskampf seine Glieder schüttelte.

Malo Guern liebte seinen Hund; denn dieser war ihm ein Werkzeug des Glückes. Als er daher das Röcheln desselben hörte, gerieth er in eine unaussprech-

liche Wuth und rief unter den gräßlichsten Verwünschungen aus:

„Er hat meinen Hund getödtet, der Elende! Ich werde ihn ebenfalls tödten! — Er soll sterben!“

Bei diesen Worten nahm Malo Guern seine Flinte von der Schulter und feuerte sie in der Richtung auf den Flüchtling hin ab. Der Schuß ertönte, die Kugel flog in's Weite, und das aufflammende Pulver zeigte dem Köhler die Leiche des Hundes und den Flüchtling, welcher langsam von dannen ging, wie ein Mensch, der sich nur mit Mühe aufrecht erhält.

„Ha!“ sagte der Köhler, „ich werde mich rächen! Der Bösewicht hat meinen Hund getödtet, aber er soll ihn mir theuer bezahlen! So wahr ich Guern heiße, ich will ihn auf meine Schultern laden, an Händen und Füßen mit der Kette des Hundes gefesselt, und ihn nach dem Bagno zurückbringen!“

Er entledigte sich also seiner Flinte, welche ihm jetzt überflüssig war, da er keine Munition mitgenommen hatte, um sie wieder zu laden, und nahm dafür die Axt Marion's. So bewaffnet, stürzte er sich in den Fluß, in der Ueberzeugung, daß er ihn wie gewöhnlich mit wenigen Schritten durchschreiten würde, ohne mehr als die Hälfte seines Körpers zu benutzen. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er plötzlich wahrnahm, daß er keinen Grund unter den Füßen habe, und daß die Strömung sich seiner bemächtigte und ihn mit sich forczog. Er konnte, wie die meisten Landleute der Gegend, nicht schwimmen. Er wollte umkehren; aber es war zu spät; der Strom wollte seine Beute nicht fahren lassen. Der Strudel ergriff den Körper Malo's und riß ihn unwiderstehlich mit sich fort.

LXIII.

Die Rettung.

Vergeblich kämpfte der Köhler mit der heftigen Strömung und versuchte es, sich an der Oberfläche zu erhalten. Er verschwand und erschien wieder. Fast erstickt, benutzte er den kurzen Augenblick, wo sein Kopf sich über dem Wasser befand, um mit erlöschender Stimme zu schreien:

„Hülfe! Ich komme um! Im Namen des Himmels, kommt mir zu Hülfe!"

Darauf verschwand er von Neuem. Marion lief wie eine Wahnsinnige an dem Ufer des Penfeld einher, indem sie sich die Haare ausraufte und einige Sätze eines längst vergessenen Gebetes, in welches sich Flüche und Verwünschungen mischten, ausrief.

„Muth, Mann!" schrie sie; „halte Dich! Ich verlasse Dich nicht! Ich bin da! Muth! Du wirst Dich retten!"

Jedoch die Unglückliche konnte durchaus nichts für ihren Mann thun. Malo Guern war jedenfalls verloren, wenn die Hülfe nicht so schnell als plötzlich kam. Aber die Hülfe sollte kommen.

Vaubaron, von dem entsetzlichen Kampfe, den er überstanden hatte, fast erschöpft, entfernte sich langsam von dem Orte, wo sich eben jener furchtbare Auftritt zugetragen hatte. Der verzweifelte Schrei des Köhlers gelangte bis zu ihm. Sein erster Gedanke war ein freudiger.

„Der Elende wird schnell und schrecklich für das Böse bestraft, das er mir hat zufügen wollen," sagte

er bei sich; „ja, Gott ist gerecht! Dieser Mann wird mich nicht mehr verfolgen!“

Aber alsbald entsetzte sich Vaubaron vor diesem grausamen und engherzigen Gedanken.

„Wie!“ sagte er; „ich wage, den Namen Gottes auszusprechen, und kann nichtswürdigerweise ein menschliches Wesen in meiner Gegenwart sterben lassen, ohne ihm Hülfe zu bringen! Der Mann, welcher da stirbt, ist mein Feind. Was schadet das? Dieser Mann ist mein Bruder, und ich soll meinem Bruder helfen, wenn ich will, daß Gott auch mir helfe!“

Von diesem heldenmüthigen Entschluß erfüllt, kehrte Vaubaron schnell nach dem Ufer des Penfeld zurück.

Marion sah seinen Schatten in der Dunkelheit; sie dachte nicht, daß es der Flüchtling sein könne, und stammelte mit flehender Stimme:

„Mein Mann ertrinkt dort! O, wer Ihr auch seid, rettet ihn! Im Namen des lebendigen Gottes, rettet ihn!“

Und sie fügte schnell hinzu:

„Malo! Hier kommt Hülfe! Malo! Wo bist Du jetzt! Höre mich doch, Mann! Mann, antworte mir doch!“

Vaubaron schritt an dem Ufer entlang. Er sah Anfangs nichts; aber allmählich unterschieden seine Augen eine schwarze Masse, welche aus der Strömung auftauchte. Er sah ein, daß dies der Körper seines Verfolgers sei; er zögerte nicht einen Augenblick; er stürzte sich mitten in die Fluth, ergriff den Körper am Arme und strengte sich an, ihn nach dem Ufer hinzuziehen, wo Marion knieend und mit gefalteten Händen wartete. Die Vorsehung kam seinem edelmüthigen Unter-

nehmen zu Hülfe, und es gelang ihm, den anscheinend Leblosen an das Ufer zu bringen. Marion unterstützte den Flüchtling, welcher sich nur mit Mühe aufrecht erhielt, indem sie den Körper des Köhlers eine Strecke forttragen half.

Als sie sah, daß ihr Mann kalt und bewegungslos blieb und kein Lebenszeichen von sich gab, hielt sie ihn für todt und fing an, in herzzerreißender Weise zu schreien und zu schluchzen.

Vaubaron öffnete die Kleider Malos, legte die Hand auf das Herz desselben und, da er fühlte, daß dies Herz noch nicht zu schlagen aufgehört hätte, sagte er mit sanfter und tröstender Stimme zu Marion:

„Beruhigen Sie sich, arme Frau, weinen Sie nicht mehr, Ihr Mann ist nicht todt.“

„Ist es wahr? Suchen Sie mich nicht zu täuschen?“

„Nein, ich schwöre es Ihnen, und Sie werden bald den Beweis haben; denn Ihr Mann wird in kurzer Zeit wieder zu sich kommen.“

Fast vollkommen durch diese Worte beruhigt, ergriff Marion die Hände Vaubarons, küßte sie zu wiederholten Malen, und die Dankbarkeit, welche sie empfand, gab ihr eine gewisse Beredsamkeit, um demjenigen zu danken, welcher mit Gefahr seines eigenen Lebens eben dasjenige ihres Mannes gerettet hatte.

Die Worte des Flüchtlings gingen schneller in Erfüllung, als er es selbst gedacht hatte. Nach einigen Minuten machte Malo Guern eine leichte Bewegung, seine Brust hob sich, seine Augen öffneten sich, und er sagte leise, aber mit deutlicher Stimme:

„Mich friert sehr! Wo zum Henker bin ich denn?“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Vaubaron den Ermüdungen und Schmerzen, welche seinen Körper und seine Seele unaufhörlich angegriffen hatten, erlag und mit einem tiefen Seufzer zusammenbrach.

„Ha!“ rief Marion aus, „jetzt ist die Reihe an diesen da! Heilige Anna von Auray, erbarme dich unser! Was soll aus uns werden?“

Malo Guern kam unterdessen wieder ganz zu sich, und indem er sich bemühte, seinem gestörten Geiste etwas Licht zu verschaffen, fragte er seine Frau:

„Frau, hast Du mich gerettet?“

„Ei! Großer Gott, wie sollte ich das gemacht haben?“

„Aber wer hat mich denn aus dem Fluß gezogen?“

„Dieser da.“

„Wer ist dieser Mann?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo war er?“

„Auf der andern Seite des Wassers. Ich schrie aus allen Kräften um Hülfe. Er wird mich ohne Zweifel gehört haben und ist gekommen, als schickte ihn nur der gütige Gott selbst. Er hat Dich wieder herausgefischt, und wir sind ihm eine Kerze schuldig, Mann; denn ohne ihn, siehst Du, wäre ich diese Nacht eine Wittwe geworden.“

XIV.

Die Hütte.

„Gewiß," antwortete Malo, „wir sind dem braven Manne eine Kerze schuldig! Hol mich der Teufel, ich würde ihm von Herzen gern die Hälfte der hundert Franken geben, wenn ich den verwünschten Galeerensträfling hätte erwischen können, aber wir haben kein Glück gehabt."

„Der Mann da hat vielleicht kein Geld nöthig!" bemerkte Marion.

„Ei! Du weißt nicht, was Du sprichst! Man braucht immer Geld! Meinst Du übrigens, daß ein reicher Mensch um diese Zeit über das Feld laufen und sein Leben daran gesetzt haben würde, um das meinige zu retten? Jedoch das thut nichts! Mag der Mann sein, wer er will, ich werde ihm danken, so wie es sich schickt."

Malo beugte sich zu Vaubaron herab und ergriff dessen Hand. Diese Hand, leblos und eisig, erwiderte den Druck der seinigen nicht und fiel, als er sie losließ, auf den Rasen zurück, als hätte sie dem Arme eines Leichnams angehört.

„Teufel!" rief der Köhler mit einem gewissen Entsetzen aus, „weißt Du wohl, Frau, daß man ihn für todt halten könnte?"

„Und weshalb sollte dieser brave Mann todt sein?"

„Er ist unbeweglich und ganz kalt."

„Gerade wie Du es eben warst! Beunruhige Dich nicht, Mann, Du bist wieder zu Dir gekommen; er wird ebenfalls zu sich kommen. Aber was sollen wir mit diesem armen Teufel machen?"

„Ja," wiederholte Malo, „was sollen wir mit diesem armen Teufel machen?"

„Sicherlich," versetzte Marion lebhaft, „wären wir des Strickes werth, wenn wir nur den Gedanken hätten, ihn hier zu verlassen!"

„Frau," antwortete der Köhler mit ernstem Tone, „wer spricht von so etwas! Es ist nicht die Rede davon, ihn zu verlassen; ich suche nur ein Mittel, um ihn zu uns zu schaffen."

„Dies Mittel ist nicht schwer zu finden; nimm den Mann auf Deine Schultern und trage ihn fort."

„Daran habe ich auch schon gedacht; aber es geht zu steil bergauf, und ich fühle mich zu erschöpft."

„Nun, so wollen wir Weidenzweige nehmen, eine Art Tragbahre machen, den Körper darauf legen und so ihn Beide fortschaffen."

Der Gedanke war gut und wurde auf der Stelle von Malo ausgeführt. Nach kurzer Zeit stiegen der Mann und sein Weib mit der Last bergan, und nach einer Viertelstunde, gelangten sie an die Thür ihrer Hütte und überschritten die Schwelle. Das schmutzige Lager der elenden Wirthschaft nahm den Körper Vaubarons auf.

Malo Guern zündete jetzt einen Lichtstumpf an, der auf einer zerbrochenen Flasche steckte, und betrachtete neugierig das Gesicht dessen, der ihn eben gerettet hatte. Aber er und sein Weib stießen einen Ausruf der höchsten Ueberraschung aus. Vaubaron hatte im Wasser nicht nur seinen Hut, sondern auch seine Perrücke verloren, und der vollständig rasirte Kopf desselben verrieth Malo den dem Bagno entsprungenen Gefangenen.

„Großer Gott! Das ist ein Galeerensträfling!“ stammelte Marion mit der Miene des Entsetzens.

„Vielleicht der, welchen wir verfolgten!“ sagte Malo.

„Gewiß, er befand sich gerade da —“

„Frau, bist Du überzeugt, daß es derselbe ist, der mich aus dem Fluß gezogen hat?“

„Ja, er ist es bestimmt!“

„O, dann weiß ich, was wir zu thun haben! Dieser Mann, dieser Galeerensträfling ist mein Retter, ist unser Gast und uns daher heilig; er hat mir Böses mit Gutem vergolten; wir müssen ihm jetzt Gutes mit Gutem vergelten.“

„Du, ein Verfolger der Entsprungenen, willst einen Sträfling retten?“ rief Marion verwundert aus.

„Ja, und selbst mit Gefahr meines Lebens!“

Die Frau sann einen Augenblick nach; dann sagte sie.

„Meiner Treu, Mann, zuerst war ich über Deine Worte erstaunt; aber jetzt sehe ich ein, daß Du Recht hast. Ja, gewiß, wir wollen ihn retten. Aber wie fangen wir das an?“

„Kommt Zeit, kommt Rath! Zunächst müssen wir den armen Teufel wieder zu sich bringen, gieb mir die Flasche mit Branntwein.“

Die Frau brachte die Flasche, und Malo öffnete den Mund Vaubarons und goß einige Tropfen Branntwein in denselben. Die Wirkung erfolgte schnell. Der Körper des Flüchtlings bewegte sich, und bald darauf richtete sich Vaubaron auf und öffnete die Augen. Sein erster Blick traf das wilde Gesicht Malos.

„Nun, Kamerad, geht es besser?“ fragte Malo so sanft, als es ihm möglich war.

„Wer sind Sie?“ stammelte Vaubaron.

„Ich bin der Mann, den Sie eben aus dem Wasser gezogen haben.“

„Der Mann, der mich verfolgte!“ rief der Flüchtling unwillkürlich aus.

„Derselbe. Nun, mein Gott, es ist mein Gewerbe. Ich lebe ja von der Jagd auf die entlaufenen Sträflinge.“

Vaubaron wurde von Entsetzen ergriffen.

„Wie!“ murmelte er, „Sie wissen —“

„Ich weiß, daß Sie von dort kommen,“ unterbrach ihn Malo, indem er in der Richtung auf Brest hinzeigte.

„O!“ sagte Vaubaron voll Verzweiflung; „dann ist Alles vorbei! Ich bin verloren!“

„Verloren?“ versetzte Malo; „weshalb denn?“

„Weil Sie mich ausliefern werden.“

„Ei! Halten Sie mich denn für einen Judas! Ich mache zwar Jagd auf Sträflinge; aber Sie, der Sie mit eigener Lebensgefahr mein Leben gerettet haben, sind für mich kein Entsprungener mehr; Sie sind mir ein Bruder, und einen Bruder liefert man nicht aus.“

„Habe ich recht gehört?“ stammelte Vaubaron, der seinen Ohren nicht zu trauen wagte; „Sie wollen mich nicht nach Brest zurückbringen?“

„Im Gegentheil; ich stehe Ihnen dafür, daß Sie in zwei Tagen fern von dieser Gegend sein sollen.“

Als der Flüchtling diese Worte, deren Aufrichtigkeit nicht zu bezweifeln war, hörte, brach ein Thränenstrom aus seinen Augen. Er stand auf, warf sich vor

Malo auf die Kniee, ergriff dessen Hände und küßte sie, indem er Worte des Dankes stammelte, die unaufhörlich von Schluchzen unterbrochen waren. Auch Malo, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, fühlte, wie seine Augen feucht wurden; er wendete sich ab und trocknete sich heimlich mit seiner schwieligen Hand eine Thräne.

Auch Marion weinte helle Thränen. Noch mehr aber erhöhte sich Beider Mitleid, als sie erfuhren, daß der Unglückliche seit drei Tagen nichts gegessen habe. Marion eilte daher nach einem Wandschrank und holte Schwarzbrod und Speck, welches sie dem Flüchtling vorsetzte. Dieser aß mit einem Appetit, als wären es die kostbarsten Speisen. Während dessen bereitete ihm die Frau mit Benutzung ihres eigenen Bettes ein Lager, und Malo Guern forderte Vaubaron auf, sich jetzt der ihm so nothwendigen Ruhe hinzugeben. Vaubaron stand mit Mühe auf; da bemerkte Marion, daß er blute; und auf ihre Frage erzählte er, daß dies von einem Biß des Hundes in seinen Arm herrühre. Marion wusch die Wunde aus und verband sie, so gut als möglich. Darauf legte sich Vaubaron nieder und war nach kurzer Zeit in einen tiefen Schlaf gefallen.

XV.

Die Abreise.

Als Vaubaron erwachte, war es schon hoch am Tage; aber er fühlte sich sehr matt, und nur der Anblick der ihm gereichten einfachen Speisen ließ ihn

seine Leiden für den Augenblick vergessen. Während er zugriff, sprach Malo Guern mit ihm von den Mitteln, sicher aus dem Bereiche des Bagno zu kommen.

„Zunächst," sagte er, „sind Sie noch so angegriffen, daß Sie noch bis morgen Abend hier bleiben müssen, um sich zu erholen. Dann mögen Sie in Gottes Namen weiter gehen; ich werde Ihnen Kleider von mir geben; denn es ist besser, in Bauernkleidung, als in der eines Matrosen durch das Land zu gehen. Jedoch nur etwas macht mir Verlegenheit. Sie bedürfen einer Perrücke; sonst würde man Sie auf der Stelle an dem glattgeschorenen Haar erkennen. Allein ich habe kein Geld, mir eine zu verschaffen."

„Ich besitze noch etwas," versetzte Vaubaron.

„O, dann ist Alles gut! Geben Sie her! Ich gehe sogleich nach der Stadt und bin in höchstens drei Stunden wieder hier."

Vaubaron nahm aus seinem kleinen Schatze ein Zwanzigfrankenstück und gab es dem Köhler. Dieser eilte fort, nachdem er Vaubaron anempfohlen hatte, sich noch fernerhin durch Schlaf zu stärken. Nach einigen Stunden kehrte der Köhler zurück und brachte nicht nur eine Perrücke mit, sondern auch eine Flasche Wein, Weißbrod und Fleisch, um durch diese Nahrungsmittel die gesunkenen Kräfte Vaubarons besser zu stärken.

So verging der Tag. Der Abend kam, und einige Gensdarmen, die dem Flüchtling nachgeforscht hatten, kamen an der Hütte vorüber und sprachen vor der Thür derselben mit Malo, ohne jedoch Vaubaron, der auf seinem Lager sich befand, zu bemerken. Am nächsten Morgen fühlte sich der Mechaniker wieder voll=

kommen kräftig, und Malo trieb ihn daher an, sich zum Aufbruch zu rüsten.

„Es ist besser," sagte er, „Sie wandern bei Tage, als bei Nacht; das ist weniger verdächtig. Auch werde ich Sie ein gutes Stück Weges begleiten und in meiner Gesellschaft haben Sie nichts zu befürchten, da ich überall in der Gegend bekannt bin."

Die Verwandlung Vaubarons war bald vollendet, und ein Blick in einen zerbrochenen Spiegel sagte ihm, daß er völlig unkenntlich sei. Der Augenblick der Abreise war da. Vaubaron wollte dem Köhler einen Theil seines kleinen Geldvorrathes aus Dankbarkeit übergeben; aber dieser weigerte sich beharrlich, es anzunehmen, und willigte endlich, nicht ohne Mühe, ein, nur so viel zu nehmen, als zum Kauf von zwei Flaschen Brandwein nöthig war.

Endlich gegen acht Uhr Morgens brachen Vaubaron und sein Führer auf. Als der Abend hereinbrach, hatten sie ungefähr acht Meilen gemacht und befanden sich am Eingang eines großen Dorfes. Hier steuerte Malo auf ein ziemlich ansehnliches Haus zu, welches das Wirthhaus des Dorfes war. Allein in dem Augenblick, als sie eintreten wollten, kam ein Gensdarm aus demselben. Dieser musterte die beiden Personen und verlangte ihre Papiere. Vaubaron schauderte es vom Kopf bis zu den Füßen; allein Malo fing laut an zu lachen und sagte:

„Verehrter Freund, wir haben keine Papiere und bedürfen auch derselben nicht, wovon Sie sogleich den Beweis sehen sollen."

Und er begann, mit schallender Stimme zu rufen:

„He! Vetter Lehudé, komm doch einmal heraus!"

Der Gastwirth eilte heraus und rief, als er den Köhler sah, freudig aus:

„Ei! Da ist ja Vetter Malo Guern! Guten Tag, Vetter! Sei mir willkommen! Was macht Marion?“

Malo wendete sich triumphirend an den Diener der öffentlichen Macht.

„Verehrter,“ sagte er, „Sie sehen, daß ich hier bekannt bin, und daß sie sich anderswohin wenden müssen, um den Entsprungenen zu erwischen.“

„Gut! Aber der Mann da ist hier nicht bekannt.“

„O, das ist Legount, mein Arbeitsmann,“ sagte Malo schnell, „ein braver Junge, für den ich so gut bürge, wie der Vetter für mich. Genügt Ihnen das?“

„Vollkommen,“ erwiderte der Gensdarm, indem er militärisch grüßte und sich entfernte.

Am nächsten Morgen trennten sich Vaubaron und Malo. Dieser hatte ihm noch den Rath gegeben, sich einen Schubkarren und eine Hacke zu kaufen; dies Beides würde für ihn der sicherste Paß sein. Vaubaron sah das Nützliche dieses Rathes ein und kaufte sich Beides. Er legte dann die Hacke auf den Karren, und indem er langsam dahinschritt, als wäre er ein Tagelöhner, der sich an seine Arbeit begiebt, schlug er den Weg nach Paris ein.

Drei Monate nach dem eben Erzählten wurde Vaubaron, dessen Spuren die Polizei nicht hatte wiederfinden können, in contumaciam zum Tode verurtheilt.

XVI.

Das Haus in der Museumstraße.

Auf dem Raume, der heute die prächtigen Bauten des neuen Louvre einnehmen, befand sich vor nicht dreißig Jahren eine seltsame Anhäufung häßlicher halb zerfallener Häuser, in denen Handeltreibende der untersten Stufe ihr Wesen trieben. Wir führen den Leser in eines dieser Häuser, welches sich an der Ecke der Museumstraße und des Carousselplatzes befand. Es ist ein schmales, hohes Haus von düsterem Anblick. Besonders fällt uns an demselben ein hinter einem Gitter befindlicher Anschlagzettel auf, welcher die Nachweisung enthält, daß im ersten Stockwerke des Hauses ein Bureau für allerlei gerichtliche und geschäftliche Angelegenheiten sich befinde und auf eine schnelle und discrete Weise jede ihm übertragene Sache ausführe. Steigen wir die finstere Treppe hinauf, so stehen wir bald vor einer Thür, welche die Inschrift trägt: Geschäftszimmer. Wir treten ein und stehen in einem großen, mit Akten ganz gefüllten Zimmer, in welchem sechs ziemlich schlecht gekleidete junge Leute an ebenso vielen Schreibpulten eifrig mit Schreibereien beschäftigt sind. Eine Nebenthür führt uns in das Privatzimmer des Mannes des Gesetzes, welches mit weit größerem Luxus ausgestattet ist, als man in einem so elenden Hause anzutreffen hoffen sollte. Ein daran stoßendes Zimmer ist dagegen mit allem erdenklichen Luxus und Reichthum ausgestattet, wie man ihn nur in den nobelsten Häusern der Aristokratie finden kann.

In jenem Privatzimmer des Mannes des Gesetzes

treffen wir zwei alte Bekannte, die freilich seit der Zeit, in der wir sie nicht gesehen, sich sehr verändert haben.

Von der zweiten Flucht Vaubarons an bis zu der Zeit, in welcher wir jetzt unsere Erzählung wiederaufnehmen, sind zwölf Jahre verflossen. Jene beiden Personen, von denen wir eben sprachen, sind zwei elende mit Verbrechen und Nichtswürdigkeiten bedeckte Menschen, Rodille und Laridon.

Laridon, sorgfältig schwarzgekleidet, sitzt mit wichtiger Miene in einem großen Lehnstuhl, vor seinem Schreibtische. Er hat an Beleibtheit ansehnlich zugenommen; eine schwarze Sammetkappe verbirgt sein gänzlich kahles Haupt; nur seine Stimme ist dieselbe geblieben. Während der Ex-Pfandleiher gleichgültig auf einen Berg auf dem Tische liegender Papiere sieht, geht Rodille mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er hat sich seit den zwölf Jahren völlig verändert. Er ist sehr mager geworden und hat auffallend gealtert. Er ist, wie Laridon, schwarz gekleidet; aber seine Kleider sind fadenscheinig, und seine Wäsche von einem zweifelhaften Weiß. Er sieht aus, wie ein alter Gerichtsschreiber mit einem monatlichen Gehalte von zwölf Thalern.

Wie kamen diese beiden Menschen hierher? Wir wollen mit Rodille beginnen. Dieser hatte nach seiner Beraubung durch Vol-au-Vent nicht Alles verloren; auch hatte er nach dem mit dem Doktor Horner gemachten Contrakte eine hübsche Einnahme aus dessen Praxis, zu deren Ausübung Blanka Vaubaron dienen mußte. Aber er war mißtrauisch geworden, und da er seine Schätze nirgends sicher glaubte, so kaufte er

sich Papiere und begnügte sich seufzend mit den Zinsen derselben. Er dachte jedoch, mit seinem Gelde noch fünfundsiebenzig, achtzig, ja hundert Prozent zu verdienen. Und in dem Maße, als sein Vermögen zunahm, wurde er immer geiziger; seine Kühnheit, in der wir ihn so oft handeln sahen, war in Folge dieses Geizes nicht mehr dieselbe: er fürchtete, sich bloßzustellen; er übte sein kunstreiches Handwerk nicht mehr aus und besuchte daher jenes geheimnißvolle Zimmer in der Radziwillstraße nicht mehr, um seine Kleidung zu wechseln; mit einem Worte, er war ein ernster Mann geworden, der in seinem Viertel wegen seines regelmäßigen Lebens bekannt war.

Als der Elende sah, daß er reich war, wollte er noch reicher werden. So führte ihn der Zufall eines Tages mit einem alten, seines Amtes entsetzten Beamten des Obergerichtes des Seinedepartements zusammen. Dieser alte, völlig zu Grunde gerichtete Betrüger hatte, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, eine Geschäftsstube in der Museumstraße errichtet, welche ihm jedoch wenig einbrachte. Rodille erblickte in diesem Unternehmen auf der Stelle etwas für ihn Passendes, wenn ein kluger und einsichsvoller Kopf die Leitung desselben unternähme. Er kaufte daher dem Alten die Geschäftsstube mit ihren wenigen Kunden für zweitausend Franken ab. Da er sich jedoch wohl sagte, daß er nicht persönlich an die Spitze der Unternehmung treten könne, weil ihm besonders der Titel eines Mannes des Gesetzes fehlte, so suchte er lange nach einer geeigneten Persönlichkeit, welcher er die äußere Vertretung in den geschäftlichen Angelegenheiten anvertrauen könnte, während er selbst die

unsichtbar leitende Hand des Ganzen bleiben wollte. Plötzlich kam ihm eine herrliche Idee, und er rieb sich freudig die Hände. Er hatte eben an Laridon gedacht und sich erinnert, daß dieser früher das Amt eines Gerichtsschreibers bekleidete. Er suchte denselben auf; aber er fand ihn nicht mehr in der Straße Pas de la Müle. Der gute Mann war von einem der Diebe, denen er gewöhnlich ihre Beute abkaufte, bestohlen worden und war mit Hinterlassung einer Menge von Schulden geflohen, man wußte nicht, wohin. Da Rodille nicht glaubte, daß er Paris verlassen habe, so forschte er ihm überall nach und hatte das Glück, ihn in einer Schenke der niedrigsten Art ausfindig zu machen. Kaum hatte Rodille seinen Vorschlag gegen ihn ausgesprochen, so ging er freudig darauf ein und nahm alle Bedingungen ohne Widerrede an. So fand er sich bald in der Museumstraße als Mann des Gesetzes und Leiter der Geschäftsstube in Thätigkeit, und bald gingen die Geschäfte bei der Verschlagenheit und Gewandheit der Unternehmer außerordentlich gut. Die Kundschaft nahm von Tag zu Tag zu, und besonders die Geldgeschäfte brachten einen reichen Gewinn. Denn es ist eine bekannte Sache, daß ein Sohn von guter Familie, wenn er sich in Verlegenheit befindet, gegen eine Baarzahlung von zehntausend Franken gern einen Wechsel über fünfzehntausend Franken, zahlbar in drei Monaten, unterschreibt. Rodille konnte dabei nichts verlieren; denn wurde der Wechsel nicht eingelöst, so verfolgte er den Schuldner mit unerbittlicher Strenge vor Gericht, oder die Familie beeilte sich, das Geld zu zahlen, um die Schande von sich selbst und ihrem Sohn fern zu halten.

XVII.

Paul Mercier.

Rodilles erfinderischer Geist hatte aber noch eine andere Geldquelle entdeckt, welche in Folgendem bestand:

Wo nur immer eine Person, welche ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß, im Begriff war, zu sterben, ohne ein Testament gemacht zu haben, oder bekannte Verwandten zu hinterlassen, erklärte sich Rodille zum Nebenbuhler des Fiskus, der bekanntlich der gesetzliche Erbe eines herrenlosen Erbes ist, und setzte seine Spione in Bewegung, denen es häufig gelang, irgend einen unbekannten Erben ausfindig zu machen, der seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen selbst nicht einmal kannte. War dieser Erbe entdeckt, so endete die Rolle der Spione, und die Rodilles begann. Der Erzschurke, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, setzte sich mit dem Aufgefundenen in Verbindung und wußte ihm seine Theilnahme für ihn und die Uneigennützigkeit und Thätigkeit bei der Auffindung des ihm bis dahin unbekannten Glückes so klar zu machen, daß er den glücklichen Erben leicht dahin brachte, ihm als Erkenntlichkeit die Hälfte des ihm zugefallenen Vermögens zu übermachen, welches er, wie Rodille ihm deutlich zu machen suchte, ohne seine Hülfe nicht erlangen würde.

So gingen die Geschäfte vortrefflich, und das Vermögen Rodilles vermehrte sich zusehend. Die sechs jungen Leute, welche wir in dem großen Zimmer an ihren Schreibpulten sahen, waren die Spione, welche

Rodille unaufhörlich nach allen Seiten ausschickte. Ihre Aufgabe bestand darin, von Ort zu Ort zu gehen und die in den Archiven der Bürgerschaft befindlichen Geburts-, Heiraths- und Sterbelisten abzuschreiben. Die übrige Zeit diente dazu, die so gesammelten Notizen zu ordnen. Fünf von diesen jungen Leuten standen unter der Aufsicht oder vielmehr Leitung des Sechsten, des thätigsten und einsichtsvollsten unter ihnen, der ungefähr vierundzwanzig Jahr alt war.

Dieser junge Mann hieß Paul Mercier. Er war von seiner Kindheit an eine Waise. Sein Charakter war sanftmüthig, aber auch muthig, und neben einer außerordentlichen Kindlichkeit besaß er eine bedeutende Klugheit. Jenes kindliche Gefühl ging so weit, daß er Rodille und Laridon als die rechtschaffensten Leute von der Welt ansah und sich ihren Aufträgen mit dem gewissenhaftesten Ernste unterzog. Rodille schenkte ihm daher ein gewisses Wohlwollen, und Paul Mercier empfing die Befehle und Anweisungen direkt von seinem Herrn und war beauftragt, sie seinen Collegen zu überbringen.

Kehren wir jetzt in das Zimmer zurück, wo wir Laridon in seinem Lehnstuhl und Rodille auf und ab gehen sahen. Rodille blieb plötzlich stehen.

„Vier Millionen!“ murmelte er, mit dem Fuß auf die Erde stoßend, „vier Millionen! Himmel und Hölle! Sollen mir die entwischen? — Nein, hol' mich der Teufel, nein! Ein so reicher Fang ist mir noch nie geboten! Man muß etwas wagen, um zwei Millionen zu gewinnen.“

Nach diesem kurzen Selbstgespräch trat er zu dem Stuhle, auf dem Laridon eben im Begriff war, einzuschlafen, und schlug auf die Lehne desselben. Laridon fuhr zusammen.

„Was wollen Sie denn schon wieder von mir?" fragte dieser mürrisch.

„Gevatter, nehmen Sie eine Feder, und schreiben Sie, was ich Ihnen diktiren werde."

„Können Sie mich denn nicht einen Augenblick ruhen lassen? Sind nicht Schreiber genug da?"

„Gevatter, machen Sie keine Umstände, wenn nicht, so werde ich Ihrer Dienste ganz entbehren können, da Sie sehr aufgelegt zu sein scheinen, ein überflüssiger Mann zu werden."

„Rodille, Sie behandeln mich wie einen Diener! Und dies steht mir nicht an!"

„Ich behandle Sie, wie es sich schickt, Laridon; richten Sie sich also darnach."

„Ich bin hier zu Hause! Ich bin der Inhaber des Bureaus!"

„Freilich, Gevatter; aber Sie vergessen, daß ich das Ganze gekauft und bezahlt habe, und daß Sie ein bloßer Geschäftsführer sind, der mir verantwortlich ist. Gehorchen Sie also, und bequemen Sie sich dazu, mir als Sekretair zu dienen."

XVIII.

Blanka Vaubaron.

Laridon sah ein, daß es besser sei, zu gehorchen, und nahm ein Feder, welche er eintauchte. Rodille diktirte ihm folgende Zeilen:

„Personen, welche nachweisen können, daß sie zu Herrn André Besnard, geboren im Jahre 1765 im Dorfe Saint-Ferreol in der Franche-Comté, in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältniß stehen, werden gebeten, unverzüglich darüber Herrn Laridon, Rechtsgelehrten in Paris, Museumstraße No. 1, Auskunft zu geben, wo ihnen eine wichtige Mittheilung gemacht werden wird."

Nachdem Laridon dies geschrieben hatte, zog er eine Klingelschnur, und alsbald trat Paul Mercier ein. Rodille übergab ihm das Geschriebene mit den Worten:

„Machen Sie hiervon vier Abschriften, und tragen Sie dieselben nach den Expeditionen des „Moniteur," des „Journal des Debats," des „Constitutionel" und der „Gazette de France." Lassen Sie sich auch überall einen Empfangsschein darüber geben. Wenn Sie dies besorgt haben, werden Sie sich nach dem kleinen Hause im Boulewarb dü Temple begeben."

Während Rodille die letzten Worte sprach, erröthete Paul Mercier lebhaft.

„Zu dem Herrn Doktor Horner?" stammelte er.

„Ja. Sie werden dem Doktor sagen, daß ich ihn heute nicht besuchen werde. Ich lasse ihn bitten, mir mit wenigen Zeilen mitzutheilen, wenn etwas für mich Interessantes vorgefallen ist."

Paul Mercier verbeugte sich und verließ in großer Bewegung das Kabinet.

„Nun,“ sagte Laridon, „wenn das Inserat in den vier Hauptzeitungen von Paris erschienen ist, so werden sich die Verwandten des André Besnard, wenn welche vorhanden sind, ohne Zweifel hier einfinden —“

„Ich rechne darauf.“

„Und sie werden die wichtige Mittheilung von mir verlangen. Aber ich weiß ja noch gar nichts von dem, was ich ihnen sagen soll.“

„Thut nichts; denn ich werde sie selbst empfangen.“

„Aber sie können ja in Ihrer Abwesenheit kommen. Könnten Sie mir nicht so ganz im Allgemeinen sagen, was ich ihnen zu antworten haben werde.“

„Unmöglich,“ erwiderte Rodille lächelnd, „die Sache geht nur mich allein an. Folglich kann ich Ihre Neugierde nicht befriedigen.“

Laridon erwiderte nichts; aber er sagte mit finsterer Miene bei sich:

„Ha! Du behandelst mich wie einen Neger, Du Schuft! Du demüthigst mich! Du mißtraust mir! Geduld! Geduld! Es wird eine Gelegenheit zur Vergeltung sich finden!“

Darauf nahm er seinen Hut, verbeugte sich mit heuchlerischer Ehrerbietung vor Rodille und begab sich in ein Wirthshaus, wo er täglich mehrere Stunden zu verkehren pflegte.

Als Rodille sich allein befand, zog er ein Schlüsselbund aus der Tasche und öffnete einen dem Schreibtisch gegenüber stehenden Kasten. Er nahm ein sorgfältig zusammengelegtes Papier aus demselben und las, vielleicht zum tausendsten Male, die darauf be-

findlichen Zeilen, welche nichts Anderes waren, als das von ihm vor vierzehn Jahren in der Nacht der Ermordung André Besnards, des Barons von Viriville, gestohlene Testament.

Lassen wir jedoch jetzt Rodille bei seiner Lektüre, und begeben wir uns nach dem kleinen, uns wohl bekannten Hause auf dem Boulevard dü Temple. Wir treten in den hinter demselben liegenden Garten. Fritz Horner hatte zwar einen Mann mit der Pflege des Gartens beauftragt; aber dieser bekümmerte sich wenig um denselben, so daß die Bäume und Sträucher bald Alles überwuchert und die einzelnen Gänge fast bedeckt hatten. Nur ein keiner runder Platz, auf dem sich ein Bassin und zwei morsche Bänke befanden, war noch einigermaßen offen geblieben und bot einen minder traurigen Anblick dar. Der Doktor Horner und Pamela, die falsche Somnambule, setzten den Fuß nie in diesen Garten; ja, man könnte fast sagen, sie wußten kaum, daß er vorhanden sei. Blanka Vaubaron dagegen liebte diesen geheimnißvollen Ort, und oft fand man sie auf einer jener alten Bänke sitzend, glücklich in ihrer Einsamkeit.

Die Tochter Vaubarons hatte ihr siebenzehntes Jahr erreicht. Nichts glich der lieblichen, rührenden Schönheit ihres sanften Gesichtes, welches von langem blonden Haar umspielt war, und aus welchem zwei große blaue Augen mit unbeschreiblicher Anmuth hervorleuchteten. Die früher so wankende Gesundheit Blankas hatte sich trotz der unsäglichen Mühen, denen sie sich unterziehen mußte, nach und nach gekräftigt, und im Verlauf der Zeit waren ihre Anfangs so düsteren Erinnerungen gleichsam wie ein Traumgesicht

zerflossen. Sie erinnerte sich fast ihres Vaters nicht mehr; sie konnte sich sogar kaum Rechenschaft geben, ob die entsetzliche Scene des Todeskampfes ihrer Mutter Traum oder Wirklichkeit war.

Die Tochter Vaubarons, mit der Außenwelt in keiner Berührung stehend, wußte kaum, was Glück sei, und fand sich doch nicht glücklich. Ihre Thätigkeit war ihr zuwider, ihre zarte, kindliche Seele fühlte das Bedürfniß der Liebe einer Familie, und diese Familie fehlte ihr. Vergeblich hatte sie es versucht, die beiden Wesen, mit denen sie unaufhörlich in Berührung kam, Horner und Pamela, zu lieben. Aber stets stellte sich ihr ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Horner behandelte sie zwar scheinbar wohlwollend; aber sie fühlte, welche Gleichgültigkeit, welche Kälte hinter diesem Wohlwollen lag; und das entfernte sie von ihm. Pamela trat ihr ziemlich verächtlich entgegen; und Rodille, den sie übrigens selten sah, verursachte ihr einen natürlichen, leicht erklärlichen Widerwillen. Wenn der Elende sich mit ihr allein befand, ermangelte er nicht, ihre Schönheit zu rühmen in Ausdrücken, über welche sie einen inneren Schauer empfand. Ja, eines Tages versuchte er es sogar, sie in seine Arme zu nehmen und zu küssen. Das Kind sträubte sich und schrie so laut, daß der Doktor herbeieilte; er befreite Blanka und machte Rodille lebhafte Vorwürfe, welche dieser lachend hinnahm. Eine heftige Nervenkrankheit war die Folge dieses rohen Auftrittes.

Als Blanka zwölf Jahre alt war, unterrichtete Horner sie täglich eine Stunde; aber der Unterricht bestand nur im Lesen, Schreiben und Rechnen. Sie

bedurfte jedoch des Glaubens. An dem fernen Horizont ihrer Erinnerungen stand das höchste Wort der menschlichen Sprache, das Wort: Gott! Es war ihr dunkel erinnerlich, daß man sie als ganz kleines Kind niederknieen und die Hände falten ließ, und daß ihre kindlichen Lippen sich bewegten, um leise zu sprechen:

„Lieber Gott, ich schenke Dir mein Herz!"

Bei dem Doktor sah und hörte sie von dem Allen nichts. Sie hörte den Namen Gottes nur aussprechen, wenn Horner oder Pamela einen Fluch ausstießen. Diese Flüche erregten ihr Entsetzen. Weshalb? Sie wußte es nicht. Die Kirchen zogen Blanka an, wie der Magnet den Stahl anzieht. Wenn der Doktor sie bisweilen ihrer Gesundheit wegen mitnahm, um mit ihr einige Gänge durch Paris zu machen, so empfand sie ein unwillkürliches Gefühl des Neides, wenn sie die Greise, Frauen und Kinder die Stufen der heiligen Stätten hinansteigen sah, und sie sagte sich dann ganz leise:

„Ach! Diese sind recht glücklich!"

XIX.

Die Bibel der Vaubarons.

Eines Tages (Blanka hatte damals ihr fünfzehntes Jahr erreicht) trat ein Ereigniß ein, welches auf die Zukunft Blankas einen großen Einfluß hatte. Fritz Horner war auf einige Tage verreist. Pamela sollte in seiner Abwesenheit über Blanka wachen. Aber

kaum hatte sich Horner entfernt, so verließ sie ebenfalls das Haus und übergab den Dienern die Aufsicht über das junge Mädchen. Jedoch die machten es, wie Pamela, und Blanka sah sich bald allein. Da wurde sie von der Sehnsucht nach freier Bewegung ergriffen; sie setzte ihren Hut auf, legte ein einfaches Tuch um, nahm den Schlüssel zur Gartenthür und befand sich bald auf dem Bouleward. Als sie sich so unter der wogenden Menge zum ersten Male allein befand, fühlte sie anfangs etwas Furcht; doch bald beruhigte sie sich und setzte ihren Weg auf das Gerathewohl an zwei Stunden fort, bis sie endlich an der Notredame-Kirche anlangte. Hier erwachte in ihrer Seele kräftiger, als je, jener fromme Trieb, der sie zu den gottgeweihten Wohnungen trieb. Sie war allein und frei. Warum sollte sie zögern? Sie trat zu dem Portal der Kirche und durch dieses in das Innere. Der Anblick der ehrwürdigen Kirche überwältigte sie; eine unbeschreibliche Rührung erfüllte ihre Seele, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen; sie warf sich nieder und versuchte zu beten. Die Arme wußte nicht, wie sie zu Gott reden müsse, und suchte vergeblich nach Worten. Sie ahnte die Gegenwart eines unsichtbaren Wesens; sie wollte sich an dasselbe wenden; aber sollte sie zu ihm, wie zu einem Herrn, oder einem Vater sprechen? Sie schwieg. — Endlich wurde sie ruhiger, und jene Worte, welche ihre Mutter sie gelehrt hatte, kamen in ihr Gedächtniß zurück, und sie stammelte, wie ehemals:

„Lieber Gott, ich schenke Dir mein Herz!“

Als Blanka die Kirche verließ, hatte sie einen großen Schritt in der Erkenntniß Gottes gethan. Sie

wußte zwar noch nicht, was Religion sei; aber die Gottheit hatte sich ihrer jungen Seele eben selbst offenbart. Blanka begab sich jetzt wieder nach der Seine zurück und verfolgte die Ufer derselben, indem sie mit kindlicher Neugier die in den Schaufenstern ausgelegten Waaren betrachtete. Plötzlich blieb sie mit sichtbarer Bewegung vor einem Laden stehen; ihr Auge konnte sich von einem dicken Buche nicht trennen, welches nachlässig unter die alten Bände in dem Werthe von zehn Sous geworfen war. Es war ihr, als sähe sie dies Buch nicht zum ersten Male. Es war ein Octavband, dessen Einband einst sehr schön gewesen. Unter dem dicken Staube, welcher dasselbe bedeckte, erkannte man deutlich ein Wappen, welches ehemals vergoldet war. Blanka nahm das Buch und öffnete es. Auf der ersten Seite las sie die drei rothgedruckten Worte: „Die heilige Bibel." Sie blätterte in dem Buche, und einige Bilder fielen ihr in das Auge.

Da erwachte ihre Erinnerung immer lebhafter; sie täuschte sich nicht; es war das Buch, welches sie in ihrer Kindheit fast täglich in der Hand gehabt, und an dessen Bildern sie sich so oft ergötzt hatte. Das heiße Verlangen, dies theure Buch zu besitzen, bemächtigte sich Blankas. Sie fragte den Kaufmann um den Preis. Er betrug, wie der der andern alten Bücher, zehn Sous. Blanka zitterte vor Freude. Sie besaß diese zehn Sous! Sie gab schnell dem Kaufmann die zehn Sous, welche ihr ganzes Vermögen ausmachten, barg das alte Buch unter ihrem Tuche und trug es mit den Worten von dannen:

„O wie glücklich, mein Gott, daß ich heute ausgegangen bin!"

Sie schlug jetzt den Rückweg ein, oder glaubte, ihn einzuschlagen. Aber schon gleich Anfangs verirrte sie sich, und erst nach zwei Stunden, und nachdem sie oft nach dem richtigen Wege gefragt hatte, erreichte sie die Gartenthür. Sie schloß auf in der Furcht, Pamela oder einen der Diener zu treffen, die unfehlbar ihr Ausbleiben dem Doktor melden würden. Aber ihre Furcht hatte keinen Grund. Das Haus war verlassen; Pamela und die Diener waren noch nicht zurückgekehrt, und Blanka erreichte ihr Zimmer wieder, ohne daß Jemand von ihrem Ausgange etwas ahnte.

XX.

Die Seele und das Herz.

Es wurde bald finster. Blanka verriegelte die Thür von innen, zündete eine Kerze an und begann, den Einband des alten Buches mit frommer Sorgfalt zu reinigen. Bald traten das Wappen mit der Marquis-Krone und die silbernen Spangen, die sie erst für eiserne gehalten, wieder glänzend hervor. Jetzt öffnete Blanka das Buch selbst und bemerkte, daß das erste weiße Blatt von oben bis unten beschrieben war. Es waren Notizen über Geburten, Heirathen und Sterbefälle, und der Name Vaubaron fand sich überall wieder. Da Blanka durchaus nicht ahnen konnte, daß dies der Name ihrer Familie sei, so hörte sie auf, weiter zu lesen, bevor sie das Ende der Seite erreicht hatte.

Das junge Mädchen wendete das Blatt um und

wurde plötzlich nachdenkend. Die ersten Verse des ersten Buches Mosis standen vor ihren Augen. Sie las:

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.“

Das durch den Allmächtigen bei der Erschaffung der Welt bewirkte Wunder erneuerte sich in diesem Augenblicke; die Lektüre der heiligen Schrift gab dem Geiste Blankas Licht. Von diesem Tage an widmete die Tochter Baubarons ihre Freistunden mit Herz und Seele dem Studium der Bibel. Sie that es in ihrem Zimmer; denn eine innere Stimme sagte ihr, daß sie Fritz Horner die Anwesenheit des heiligen Buches in seinem Hause um jeden Preis verbergen müsse.

So wurde Blanka eine neue Creatur; so lernte sie Gott erkennen. Zu dieser Umwandlung, welche aus dem Kinde eine Jungfrau machte, fehlte nur noch Eines: die Liebe. Blanka sollte, freilich unbewußt, bald dieses göttliche Gefühl in seiner reinsten Entfaltung kennen lernen. In dem Augenblicke, wo wir den Faden unserer Erzählung wieder anknüpften, liebte Blanka schon, ohne es zu wissen.

Hören wir, wie diese Liebe entstanden war. Eines Abends, nach einer langen magnetischen Sitzung, hatte Horner Blanka eben wieder geweckt. Sie war an dem Tage erschöpfter, als gewöhnlich, und in der Hoffnung, daß die frische Luft ihr wohlthun werde, begab sie sich nach dem Garten. Der Mond schien hell von einem wolkenlosen Himmel herab. Blanka

athmete die reine Luft mit vollen Zügen ein und fühlte sich gestärkt; sie faßte daher den Entschluß, sich nach dem entlegensten Theile des Gartens zu begeben. Aber kaum hatte sie noch einige Schritte gethan, so verließen sie ihre Kräfte. Sie wankte und stürzte mit einem Schrei nieder, unfähig, sich wieder zu erheben. Gerade in dem Augenblicke, wo sie niedersank, kam ein junger, ärmlich gekleideter Mann aus dem Hause des Doktors. Es war Paul Mercier, welcher eben von Laridon an Rodille geschickt war, um diesem eine wichtige Mittheilung zu machen. Der junge Mann hörte den Schrei, dem ein dumpfer Fall folgte. Er eilte alsbald der Richtung desselben nach und fand Blanka regungslos am Boden. Paul Mercier kannte das Vorhandensein der jungen Somnambule; aber er sah sie jetzt zum ersten Male und ahnte, daß nur sie es sein könne.

„Fräulein," fragte er sie, indem er sie aufrichtete, „haben Sie sich verletzt?

„Nein," stammelte Blanka mit zitternder Stimme; „es ist nichts. Es war nur eine Schwäche."

„Soll ich Sie in das Haus tragen, Fräulein?"

„Nein — o, nein!" versetzte das junge Mädchen lebhaft; „ich will — ich möchte draußen bleiben."

Paul Mercier sah sich um und bemerkte an der Wand eines in der Nähe befindlichen Pavillons eine steinerne Bank. Er trug Blanka dorthin und setzte sie vorsichtig auf dieselbe.

„Befinden Sie sich jetzt besser, Fräulein?" fragte er.

„Ja, es scheint, mein Herr."

„Fühlen Sie sich kräftiger?"

„Nein, noch nicht."

„O, dann dürfen Sie nicht hierbleiben, Fräulein. Ich eile, um den Doktor zu benachrichtigen.“

Blanka hielt ihn zurück und sagte bittend:

„Thun Sie es nicht, ich bitte Sie!“

„Aber Sie bedürfen der Pflege, der Hülfe —“

„Sie irren sich; ich bedarf nichts; einige Augenblicke der Ruhe werden mir meine Kräfte wiedergeben.“

„Dann gestatten Sie mir wenigstens, Fräulein, daß ich so lange bei Ihnen bleibe, bis Sie sich wohler fühlen.“

„Wozu?“

„Sie verbieten mir, den Doktor zu benachrichtigen, und ich gehorche; aber Sie könnten mir nicht den Befehl geben, Sie hier in einem Augenblicke zu verlassen, wo Sie nicht im Stande sind, allein und ohne Hülfe in Ihr Zimmer zurückzukehren.“

Blanka fühlte nicht den Muth in sich, diese Bitte abzuschlagen.

„Bleiben Sie denn, da Sie es wünschen, mein Herr,“ stammelte sie.

Indem sie darauf ihren Kopf zurücklehnte, kreuzte sie ihre beiden Hände über ihre Brust und beobachtete Stillschweigen. Paul Mercier wartete, indem er drei Schritte von der Bank stand nnd die Augen auf Blanka richtete. Das Silberlicht des Mondes erleuchtete die bleichen Gesichter der beiden jungen Leute. Paul Mercier war in einer stummen Betrachtung verloren. Niemals hatte er etwas so Liebliches gesehen, als das reine und sanfte Gesicht, von dem er die Augen nicht wegwenden konnte.

Es war das erste Mal, daß die Blicke Blanka Bau-

barons auf einen jungen Mann sich hefteten. Das arme Kind konnte sich nicht Rechenschaft geben von der Anziehungskraft, welche sie fesselte, aber sie sagte sich ganz leise und nicht ohne eine gewisse Rührung, daß zwischen Fritz Horner, Rodille und diesem Unbekannten ein großer Unterschied wäre.

XXI.

Blanka und Paul.

So verflossen einige Minuten. Darauf stand Blanka auf, um ihre Kräfte zu versuchen. Sie fühlte sich, wenn auch nicht stark, so doch wenigstens im Stande, bis zu dem grünen Platze zu gehen, ohne einen neuen Unfall zu befürchten.

„Sie sehen, mein Herr," sagte sie zu Paul Mercier mit melancholischem Lächeln; „ich habe mich wieder ganz erholt, und ich danke Ihnen von Herzen für die Theilnahme, die Sie mir bewiesen haben."

Darauf wendete sie sich langsam zu dem unteren Theile des Gartens. Paul wollte ihr folgen, wagte es jedoch nicht.

„Kehren Sie nicht in Ihr Zimmer zurück, Fräulein?" fragte er schüchtern.

„Nein," versetzte Blanka, „noch nicht."

„Fürchten Sie also keine neue Schwäche?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf.

„Es ist vorüber," sagte sie.

„Es wäre jedoch gerathen," fuhr Paul fort, „Sie blieben hier nicht so lange allein."

„O, das thue ich jeden Abend.“

„Ja; aber heute sind Sie leidend.“

„Ich fühle mich aber wieder ganz wohl.“

„Dennoch bin ich Ihretwegen in Sorge, mein Fräulein. Wollen Sie mir, um mich zu beruhigen, gestatten, Ihnen meinen Arm anzubieten und noch einige Minuten bei Ihnen zu bleiben?“

Blanka war die Unschuld selbst. Sie sah Paul an. In seinem Gesicht lag so viel Offenheit, Rechtschaffenheit uud Theilnahme. Sie nahm Pauls Arm. Paul zitterte, als er auf seinem Arm die kleine Hand Blankas fühlte, und Beide wendeten sich schweigend nach dem grünen Platze. Als sie denselben erreicht hatten, setzte sich Blanka auf eine der alten Bänke, während Paul neben ihr stehen blieb.

„Wie traurig dieser Ort ist!“ sagte er leise.

„Finden Sie das?“

„Gewiß! — Diese tiefe Finsterniß macht ihn mir so traurig.“

„Wir sind jedoch an dem einzigen Orte des Gartens, wo ich mich gern allein aufhalte.“

„Am Tage ist dieser Ort vielleicht reizend“

„O nein, er ist dann ebenso traurig, wie jetzt.“

„Und es gefällt Ihnen hier?“

„Mehr, als anderswo. Sobald ich über meine Zeit verfügen kann, komme ich hierher.“

„Also ein so trauriger Ort flößt Ihnen keine trüben Gedanken ein?“

„Im Gegentheil, seine Traurigkeit zieht mich an; sie steht mit meinem Seelenzustande ganz im Einklang.“

Ein Augenblick des Schweigens folgte den letzten Worten.

„Fräulein," stammelte Paul darauf, „Sie sprachen eben ein recht trostloses Wort aus, welches mich tief schmerzte. Wollen Sie mir eine Frage gestatten?"

„Weshalb sollte ich das nicht?"

„Und Sie wollen sie mir beantworten?"

„Wenn ich kann. Was haben Sie mich zu fragen?"

„Ob Sie glücklich sind —?"

Blanka zitterte.

„Glücklich! Ich! O nein, mein Herr, ich bin nicht glücklich!"

„Ich bitte Sie, Fräulein, sagen Sie mir die Ursache des Unglücks, welches Sie zu drücken scheint."

„Wissen Sie denn nicht, wer ich bin?"

„Ich weiß, daß Sie Blanka heißen."

„Wissen Sie nicht, welches meine Thätigkeit bei dem Doktor Horner ist?"

„Ich glaube gehört zu haben, daß Sie die Somnambule dieses berühmten Magnetiseurs sind.

„Und Sie fragen mich, warum ich mich unglücklich fühle? O, ich habe das elendeste Loos! Ich beneide selbst die Bettler! Ihnen gehört wenigstens ihre Seele, ihr Gedanke; mir gehört nichts! Ich bin die Sklavin meines Herrn!"

„Aber, Fräulein, weshalb überliefert Ihre Familie Sie denn einem so traurigen Dasein?

„Meine Familie? Ach! Ich habe weder meinen Vater, noch meine Mutter gekannt."

„Wie ich!" rief Paul aus; „wie ich!"

„Wie? Auch Sie sind eine Waise?"

„Ja, Fräulein."

„Dann beklage ich Sie von ganzer Seele, und doch scheinen Sie mir weit weniger beklagenswerth als ich. Sie sind ein Mann; und ein Mann kann muthig gegen sein Geschick kämpfen, während ein armes junges Mädchen nur das Haupt beugen und leiden kann. Sie sind der Erste, der Einzige, der mir einige Theilnahme bewiesen hat. So lange ich denken kann, hat mich Niemand geliebt, liebt mich Niemand, und wird mich Niemand lieben."

Paul fühlte die Schläge seines Herzens; er hätte Blanka zu Füßen fallen und ausrufen mögen:

„Niemand liebt Sie? Sie irren sich, denn ich bin da! Ich liebe Sie von ganzer Seele, und sollte ich meinen letzten Blutstropfen hingeben, um Sie glücklich zu machen, so würde ich nicht zögern!"

Aber er suchte seine Gefühle zu beherrschen und das ungestüme Drängen seines Herzens zu beruhigen und stammelte mit langsamer Stimme:

„Unser Beider Lage hat auffallende Aehnlichkeit, Fräulein. Ich leide, wie Sie, an der Entbehrung einer Familie; meine Jugend hat, wie die Ihrige, keine Freuden gehabt; ich bin, wie Sie, nicht glücklich. Wollen Sie meine Freundeshand annehmen? Wollen Sie, daß ich Ihr Bruder sei?"

Das junge Mädchen erwiderte anfangs nichts. Thränen flossen über ihre Wangen. Paul mißverstand das längere Schweigen und versetzte traurig:

„Sie antworten mir nicht! O, ich sehe, Sie weisen den armen Unbekannten zurück, der Ihnen seine Ergebenheit, seine Treue anbot. Verzeihen Sie mir,

Fräulein; ich hätte schweigen sollen; — aber es soll nicht wieder vorfallen; und Sie werden mich nicht wiedersehen. Noch einmal, Fräulein, verzeihen Sie mir und leben Sie wohl!"

„Mein Herr," fragte Blanka mit kaum hörbarer Stimme, „wie heißen Sie?"

„Paul," erwiderte der junge Mann, über diese unerwartete Frage erstaunt.

„Nun wohl," versetzte Blanka, „Paul, hier ist meine Hand, — eine Schwester reicht sie ihrem Bruder. Ich nehme Ihre Zuneigung, Ihre Ergebenheit an, und ich bin glücklich, ja! recht glücklich, daß ich mich nicht mehr allein auf der Welt fühle."

Eine unbeschreibliche Freude erfüllte die Seele Pauls. Er ergriff begierig die ihm gereichte Hand und hätte sie gern an seine Lippen geführt und mit Küssen bedeckt; aber er mußte sich mit einem Drucke derselben begnügen.

XXII.

Der Mann mit dem Cabriolet.

Paul und Blanka hätten das Gespräch gern die ganze Nacht fortgesetzt; aber die Abwesenheit des jungen Mädchens konnte in jedem Augenblick die Aufmerksamkeit Fritz Horners auf sich ziehen. Man mußte also an die Trennung denken. Paul versprach, so oft zu ihr zu kommen, als er von seinem Herrn zu dem Doktor geschickt würde; und Blanka verhieß ihm, sich jeden Abend an dem Orte, wo sie sich eben

befanden, einzufinden. So trennten sich Beide. Blanka kehrte so freudig in ihr Zimmer zurück, als sie es traurig verlassen hatte; Paul begab sich wieder nach der Museumstraße. Blanka schlief in dieser Nacht schlecht, Paul gar nicht. Denn die entstehende Liebe ist die geschworene Feindin des Schlafes.

Das junge Mädchen glaubte bei seiner gänzlichen Unkenntniß dessen, was Liebe ist, nur eine schwesterliche Zuneigung zu Paul Mercier zu fühlen. Paul dagegen war sich über die Bedeutung seiner Gefühle klarer. Blanka stand in jedem Augenblick vor seiner Seele; ihr Bild erschien ihm in seinen Träumen; er liebte sie mit Begeisterung, aber hoffnungslos!

„Ich werde nur ihr Bruder sein," sagte er sich traurig; „aber ich werde wenigstens das Recht haben, über sie zu wachen und von meiner Zuneigung mit ihr zu sprechen."

Paul Mercier sagte sich dies und überzeugte sich immer mehr, daß nichts auf der Welt ihn zu einem Geständniß seiner Liebe bewegen sollte. Die Zusammenkünfte der beiden jungen Leute waren übrigens nicht so häufig, als es Beide gewünscht hätten. Wenn jedoch Rodille dem jungen Mann einen Auftrag an den Doktor gab, so war die Freude desselben unaussprechlich, und er konnte seine Aufregung kaum verbergen. Rodille war jedoch mit der Erforschung der unbekannten Erben des Barons Viriville zu beschäftigt, um davon etwas zu bemerken. Der Verbrecher hatte nur den einen Gedanken: zu seinem Reichthum noch die zwei Millionen zu fügen, Frankreich zu verlassen, und dann in London, Florenz oder Wien als großer Herr zu leben.

Die Sachen nahmen jedoch einen schlechten Fortgang, und Niemand meldete sich auf das in die Zeitungen gesetzte Inserat.

Eines Tages Nachmittags (zwei Monate nach jener von Rodille erlassenen Aufforderung) hielt ein Cabriolet, in welchem ein Herr nebst einem Diener saß, vor dem Hause der Museumstraße an. Der Herr desselben trat in das Haus. Es war ein Mann von mittlerer Größe und äußerst kostbar und verschwenderisch gekleidet. Gold und Edelsteine glänzten überall, wo solche nur anzubringen waren. Das Alter dieses Mannes war schwer zu bestimmen; denn sah man ihn von Weitem an, so erschien er sehr jugendlich; betrachtete man ihn jedoch in der Nähe, so bemerkte man zahllose Runzeln auf seinem Gesichte, die freilich ebenso gut durch ein ausschweifendes Leben, als durch die Jahre konnten hervorgebracht sein.

Unser Unbekannter schien übrigens sehr heiter zu sein; denn indem er die finstere Treppe hinaufstieg, sang er ein lustiges Lied vor sich hin und spielte dabei mit einer Handvoll Goldstücke, die er in der rechten Tasche seines Beinkleides hatte. Er öffnete ohne Umstände die Thür im ersten Stockwerke und befand sich in dem großen Zimmer, wo die sechs jungen Leute arbeiteten. Diese armen Teufel hatten noch nie eine so verschwenderisch gekleidete Person bei sich eintreten sehen. Paul Mercier fragte den Eintretenden nach seinem Begehren. Dieser drückte ihm in ziemlich geringschätzigem Tone den Wunsch aus, den Direktor der Geschäftsstube zu sprechen. Paul Mercier entgegnete, daß die beiden Herren in ihrem Kabinet seien, und daß er sie von dem Besuch in Kennt-

niß setzen wolle. Er ging und kehrte gleich darauf mit den Worten zurück;

„Treten Sie ein, mein Herr.“

Der Unbekannte trat in das Nebenzimmer. Laridon befand sich, wie gewöhnlich, an seinem Pult, während Rodille an einem kleinen Tische saß. Als der Unbekannte in das Kabinet trat, stand Rodille auf, um ihn zu begrüßen; er heftete seine Augen auf ihn, zitterte sichtbar und mußte seine ganze Geistesgegenwart anwenden, um die seltsame Bewegung, die sich seiner bemächtigte, zu verbergen. Er schob darauf, ohne ein Wort zu sprechen, dem Unbekannten einen Lehnstuhl hin und nöthigte ihn durch ein Zeichen, sich zu setzen. Dieser begnügte sich, seine Hand auf die Lehne des Stuhles zu stützen, und fragte:

„Habe ich das Vergnügen, mit den Herren Direktoren des Geschäftsbüreaus zu sprechen?“

Als Rodille die Stimme des Mannes mit dem Cabriolet hörte, zitterte er von Neuem. Laridon erwiderte:

„Ja, mein Herr, wir sind die Directoren und stehen ganz zu Ihren Diensten.“

Der Unbekannte versetzte:

„Ich glaubte, als ich hierher kam, nur mit einer einzigen Person zu thun zu haben.“

„Wir sind unser zwei, mein Herr,“ entgegnete Laridon; „die ausgedehnte Thätigkeit unseres Büreaus erfordert dies. Bei der Größe der Arbeit theilen wir uns in dieselbe; und sobald wir die Beschaffenheit der Sie zu uns führenden Angelegenheit kennen werden, werden wir wissen, wer von uns beiden sich besonders mit derselben zu beschäftigen haben wird.“

„Ich verstehe," sagte der Unbekannte.

„Handelt es sich um eine Heirath?" fuhr Laridon fort, „um eine Anleihe? Um eine vortheilhafte Unterbringung von Kapitalien? Um eine Erbschaft? Reden Sie, mein Herr; und ich wage hinzuzufügen, daß wir besser, als irgend Jemand, im Stande sein werden, Sie zu verstehen und Ihnen zu dienen."

„Es handelt sich um eine Heirath," erwiderte der Unbekannte.

„Herrlich!" rief Laridon aus; „das ist etwas für meinen Collegen. Ha, mein Herr, Sie thaten recht, hierher zu kommen; denn wir können Ihnen eine Auswahl von Erbinnen anbieten, wie Sie es nirgendswo finden möchten."

„Die Erbin ist gefunden," unterbrach ihn der Mann mit dem Cabriolet ungeduldig; „die Heirath ist beschlossen, sie muß unverzüglich stattfinden."

Laridon richtete sich verwundert in die Höhe.

„Nun, mein Herr," sagte er, „wenn dies der Fall ist, womit können wir Ihnen dann noch dienen?"

„Ich werde das dem Herrn da sagen," versetzte der Unbekannte, auf Rodille zeigend, „und da von sehr wichtigen Dingen die Rede sein soll, so wünsche ich nur mit ihm allein zu sprechen, und an einem Orte, der entlegener ist, als dies Zimmer, in dessen Nähe so viele neugierige Ohren sind."

Rodille stand auf und nahm zum ersten Male das Wort:

„Mein Herr, ich werde das Vergnügen haben, Sie in ein für solche Gespräche reservirtes Nebenzimmer zu führen, wo uns Niemand hören wird."

Während Rodille so sprach, sah ihn Laridon er-

staunt an. Er erkannte die Stimme seines Collegen nicht wieder; so sehr hatte er sie verstellt.

Rodille öffnete die Thür des eleganten Nebenzimmers und trat mit dem Unbekannten in dasselbe. Dieser warf sich auf einen Sessel und gab, nachdem er die Einrichtung des Zimmers betrachtet hatte, seine Ueberraschung über die Pracht desselben zu erkennen.

„Dieses Zimmer," erwiderte Rodille, „ist gewissermaßen ein neutraler Boden, auf dem sich die zukünftigen Gatten zum ersten Male sehen. — Jedoch verzeihen Sie, mein Herr, meine Zeit ist gemessen; haben Sie die Güte, mir zu sagen, womit ich Ihnen dienen kann."

„Wohl! Jedoch das wird nicht so schnell möglich sein."

„Weshalb nicht?"

„O, aus vielen Gründen; jedoch wir werden uns verständigen, wenn das, was man mir von Ihnen gesagt hat, wahr ist."

„Und was hat man Ihnen von mir gesagt?"

„Nur das Allerbeste, auf Ehre! Daß Sie ein kluger, thätiger und besonders —"

Der Unbekannte hielt inne.

„Und besonders?" fragte Rodille.

„Sehr verschwiegener Mann wären uud ohne Vorurtheil. Ist es so?"

„Ziemlich. Verschwiegen bin ich stets; ohne Vorurtheil, das hängt von mancherlei ab."

„Zum Beispiel?"

„Von den Leuten, mit denen ich verhandele; von der Beschaffenheit der abzuschließenden Geschäfte, von

der dabei zu riskirenden Gefahr und dem zu erreichenden Gewinn."

„Das heißt, Ihr Gewissen wird stumm, wenn Ihr Vortheil ihm Schweigen gebietet?

„Es freut mich, mein Herr, daß Sie mich so gut verstehen."

„Ich zögere daher nicht, Ihnen mein vollstes Vertrauen zu schenken."

„Ich werde mich desselben würdig zeigen."

Der Unbekannte zog jetzt eine Brieftasche heraus und nahm aus derselben einige Visitenkarten und verschiedene Papiere.

„Zunächst," sagte er, indem er Rodille eine der Karten überreichte, „ist hier mein Name und meine Adresse."

Auf der Karte standen unter einem adligen Wappen die vier Worte: Vicomte Hektor de Coursolles, und weiter unten: Colyséestraße Nr. 20.

Rodille las aufmerksam die Adresse; man hätte ein leises Lächeln auf seinen Lippen bemerken können.

„Herr Vicomte," sagte er darauf, „ich erwarte Ihre Mittheilungen und werde sie mit dem lebhaftesten Interesse anhören."

Herr de Coursolles nahm das Wort und sagte:

„Gestatten Sie mir zunächst einige einleitende Worte. Ich bin viel gereist; die Reisen bilden die Jugend; ich bin erst seit einigen Monaten wieder in Paris. Müde des Junggesellenlebens, dachte ich an die Heirath; aber da ich ein Vermögen von fünfhundert tausend Franken und Titel besitze, so wollte ich nur eine Erbin heirathen, deren Vermögen dem meinigen gleichkommt."

„Das ist ein sehr weiser Entschluß!“ betonte Rodille.

„Mein Glückstern war mir hold,“ fuhr der Vicomte fort. „Ich fand ein kleines Wesen von sechs und zwanzig Jahren, gerade nicht sehr hübsch, aber die einzige Tochter eines reichen, vor einem Jahre gestorbenen Kaufmanns. Diese Erbin besitzt eine Million baar.“

„Eine hübsche Summe, Herr Vicomte!“

„Das meine ich auch. Ich machte ihr den Hof, und die Kaufmannstochter verliebte sich in meine Person und meinen Adel. Ueberdrüssig, sich von ihrer Kindheit an bloß Angelina Grinchard nennen zu lassen, hat sie das Verlangen, einen Titel zu führen.“

Der Vicomte überreichte jetzt Rodille die Papiere, die er aus der Brieftasche genommen hatte, und fügte hinzu:

„Prüfen Sie dies gefälligst.“

Rodille durchlief die Papiere und sagte darauf:

„Nun! Herr Vicomte, dies sind unbeglaubigte Abschriften von Papieren, welche über Ihre Geburt und das Absterben Ihres Herrn Vaters und Ihrer Frau Mutter auf dem Schlosse Coursolles in der Picardie Auskunft geben.“

„Aber diese Papiere sind in Ordnung?“

„Ohne allen Zweifel. Es fehlt ihnen nur das Stempelpapier, die Siegel der Bürgermeistereien, die Unterschriften und die Beglaubigungen. Wenn Sie noch heute schreiben, können Sie Alles in fünf bis sechs Tagen erhalten. Ich will Ihnen jedoch, wenn

Sie es wünschen, diese Mühe ersparen und sogleich selbst schreiben."

„Sie kommen meinen Wünschen zuvor, verehrter Herr. Ich wollte Sie eben bitten, mir drei beglaubigte Stempelbogen zu verschaffen; und da eine jede Mühe ihren Lohn verdient, so werde ich Ihnen für diese Kleinigkeiten zwanzigtausend Franken überreichen."

XXIII.

Ein alter Bekannter.

„Zwanzigtausend Franken?" wiederholte Rodille.

„Ja! Müssen Sie nicht zugeben, daß mein Anerbieten nobel ist?"

„Im Gegentheil; ich finde es ziemlich armselig."

„Wie so?"

„Weil es nicht im Verhältniß zu der zu erwartenden Million steht. Wenn ich es annähme, Herr Vicomte, so würden Sie auf meine Kosten lachen."

„Es scheint mir aber doch —"

„Es scheint Ihnen nicht recht!" unterbrach ihn Rodille trocken.

„In diesem Falle bestimmen Sie selbst den Preis, und fordern Sie nicht zu hoch; sonst wende ich mich an Andere; denn es fehlt in Paris nicht an geschickten und bereitwilligen Leuten."

„Wie Sie wollen, Herr Vicomte; Sie sind frei."

„Nun, was fordern Sie?"

„Ganz einfach die einjährigen Zinsen der Mitgift."

„Fünfzigtausend Franken! Sie sind von Sinnen!"

„Entschließen Sie sich schnell, Herr Vicomte; denn ein wichtiges Geschäft ruft mich nach einem entlegenen Viertel von Paris, und ich werde zu meinem Bedauern genöthigt sein, Sie zu verlassen."

Rodille stand auf. Der Vicomte überlegte einen Augenblick; dann erwiderte er:

„Sie drücken mich; aber ich bedarf Ihrer. Ich willige ein."

Rodille versprach auf des Vicomtes Wunsch, am nächsten Sonnabend Vormittags um zehn Uhr die Papiere in völliger Ordnung selbst nach dem Hotel zu bringen, und der Vicomte empfahl sich. Doch kaum hatte er das Zimmer verlassen, so nahm Rodille Rock und Mütze und eilte ebenfalls hinunter. Die Mütze bedeckte den größten Theil seines Gesichts und machte ihn so unkenntlich. Er langte gerade unten an, als der Vicomte die Zügel in die Hand nahm und davonfuhr. Rodille versuchte es, das Cabriolet im Auge zu behalten; aber bald vermochte er es nicht mehr, zu folgen. Zum Glück fuhr ein unbesetzter Wagen vorüber; er warf sich hinein und sagte zu dem Kutscher:

„Zehn Franken bekommen Sie, wenn Sie jenes Cabriolet da nicht zu weit vorauslassen."

Der Kutscher trieb sein Pferd an und folgte dem Cabriolet. Dieses bog endlich in die Colysée-Straße ein und fuhr in den Hof eines hübschen kleinen Hotels, über dessen Portal die Nummer 20 glänzte. Die Adresse des vermeintlichen Vicomte war also richtig. Das war es, was Rodille wissen wollte. Er befahl dem Kutscher, zu halten, bezahlte und stieg aus. Dem

Hotel gegenüber befand sich eine kleine Weinhandlung, wo die Kutscher und Bedienten der großen Häuser zu verkehren pflegten. Rodille trat ein. Das Zimmer war leer. Er ließ sich von dem Kellner Wein bringen und fing darauf mit dem jungen Menschen ein Gespräch an, in dessen Verlauf er bald erfuhr, daß der Vicomte von Coursolles seit sechs Monaten in Nummer 20 wohne, sehr reich sei, wenig Besuche empfange und drei Diener, eine Köchin, einen Kutscher und einen Kammerdiener habe.

„Herr Lorrain, der Kammerdiener, ist ein guter Mensch," fügte der Kellner hinzu, „er bringt mehr als die Hälfte seiner Zeit hier zu. Sobald sein Herr fort ist, kommt er hierher, und wir spielen dann zusammen Domino."

Rodille bezahlte und ging.

„Wahrhaftig," sagte er bei sich, indem er noch einen Blick auf das kleine Hotel warf, „ich habe zu viel Glück. Ich werde mich also rächen können; ich habe Dich endlich, Vol-au-Vent!"

In der That, der vermeintliche Vicomte de Coursolles war kein Anderer, als der uns bekannte junge Dieb, der einst den Vater Legrip in der Neuilly-Allee so arg bestohlen hatte. Er hatte sich, da er sich in Frankreich und Paris nicht für sicher hielt, mit seinen Schätzen in das Ausland begeben. Sobald er in Belgien war, wo er vor allen Nachstellungen sicher sein konnte, fing er vorsichtig an, alle geraubten Kleinodien nach und nach zu Geld zu machen, und sah sich bald im Besitz von zweihunderttausend Franken. Aber er lebte auf einem großen Fuß, und nach einem Jahre war die Summe auf die Hälfte geschmolzen. Dies

erfüllte ihn mit Entsetzen, und er gedachte auf Abhülfe. Deshalb ging er nach Deutschland und begab sich zu den Städten, wo man dem Gott des Spieles seine Tempel errichtet. Er wurde hier einer der glühendsten Verehrer von Roth und Schwarz und hatte ein solches Glück, daß er eines Tages zu seiner größten Freude sein Vermögen auf runde fünfhunderttausend Franken angewachsen sah. Nun wollte ihm das Spiel nicht mehr behagen. Er führte fortan ein ruhigeres Leben, und auf Augenblicke fühlte er ein lebhaftes Verlangen, nach Paris zurückzukehren, um dort im Besitze seiner Reichthümer und unter dem Titel eines Vicomte zu leben. Es war, seitdem er Paris verlassen, eine Reihe von Jahren verflossen. Der Vater Legrip, vor zwölf Jahren schon so alt, mußte ja todt sein. Und wer sollte außerdem auch unter der glänzenden Hülle eines Vicomte de Coursolles den früheren Dieb Vol-au-Vent wiedererkennen? Sicherlich Niemand!

XXIV.

Comtois und Lorrain.

So nahm Vol-au-Vent endlich einen Paß unter dem aristokratischen Namen, den er sich beigelegt hatte. Er kam nach Paris zurück und miethete das kleine Hotel in der Colysée-Straße. Sein Streben ging jetzt dahin, sich mit einer reichen Erbin zu verbinden, um so in die Reihe der ehrlichen Leute ganz einzutreten. So fand er die reiche Kaufmannstochter. Da

er aber nothwendigerweise sich falsche Papiere verschaffen mußte, so gerieth er in den Rachen des Wolfs, oder vielmehr in die Klauen Rodilles, den er sonst nur unter der Gestalt des Vaters Legrip gesehen hatte und folglich unmöglich wiedererkennen konnte. Rodille dagegen hatte ihn auf der Stelle wiedererkannt, und gerade, als Vol-au-Vent seine Wünsche sich erfüllen zu sehen hoffte, verschleierte sich sein guter Stern.

Rodille dachte den ganzen Tag über seinen Plan nach. Als der Abend kam, war derselbe fertig. Am nächsten Tage gegen zwei Uhr Nachmittags nahm er seinen Weg nach der Colysée-Straße. Er hatte wieder zu seinem alten Verwandlungstalent seine Zuflucht genommen und die Kleidung eines Bedienten eines vornehmen Hauses angelegt, was ihn unkenntlich machte. So trat er in die kleine Restauration, dem Hotel gegenüber, und setzte sich an einen Tisch. Er forderte Kaffe und eine Zeitung; der Kellner brachte Beides, ohne ihn zu erkennen. Rodille nahm die Zeitung, und indem er scheinbar darin las, blickte er stets nach der Thür des Hotels. Endlich öffnete sich das Portal; das Kabriolet kam aus demselben hervor; Vicomte de Coursolles saß in glänzender Toilette darin und nahm seine Richtung nach den elysäischen Feldern. Hierauf verschloß der Kammerdiener das Gitter wieder und begab sich seiner Gewohnheit gemäß nach der Restauration, wo ihn der Kellner mit freudiger Miene empfing.

Lorrain, so hieß der Kammerdiener des Vicomte, ließ sich seine Pfeife und einen Schoppen Wein geben. Der Kellner brachte Beides und forderte Lorrain zu einer Parthie Domino auf, worauf dieser gern ein-

ging. Doch als eben die Parthie beginnen sollte, rief die rauhe Stimme des Wirthes den Kellner heraus und wies ihm eine längere Arbeit im Keller an.

„Jetzt ist der geeignete Augenblick," dachte Rodille und näherte sich dem Kammerdiener Vol-au-Vents mit den freundlich gesprochenen Worten: „Die doppelte Sechs ist mir nicht unbekannt, lieber College; wenn es Ihnen gefällt, wollen wir eine Parthie machen."

„Ha! Meiner Treu, Kamerad; das ist mir recht."

Die Spieler setzten sich; man spielte um die halbe Tasse Rodilles und den Schoppen Lorrains. Rodille verlor. Man machte das Contraspiel, und Rodille verlor wieder, und so immer weiter, bis er Lorrain eine beträchtliche Anzahl Schoppen zu bezahlen hatte.

„Kamerad," sagte Rodille jetzt, „wenn Sie Zeit haben, so wollen wir um ein Mittagessen unter vier Augen spielen gegen Alles, was ich Ihnen bis jetzt schuldig bin."

„Sehr gern. Aber Sie haben kein Glück, Kamerad; ich werde auf Ihre Kosten speisen."

„Das wollen wir gleich sehen."

Man spielte weiter, und Rodille verlor.

„Da haben wir's!" rief Lorrain aus; „ich sagte es Ihnen vorher."

Rodille zog eine Hand voll Gold und Bankscheine heraus.

„Was thut's, wer bezahlt," sagte er; „die Hauptsache ist ein gutes Mittagsessen."

Er rief den Wirth und fragte ihn, ob er ein besonderes Zimmer habe. Als dieser es bejahte, sprach Rodille den Wunsch aus, daß dort ein Mahl, so vorzüglich es die Küche liefern könnte, nebst den kost-

barsten Weinen aufgetragen werde. Der Wirth verbeugte sich und ging.

„Ei, College," sagte Lorrain erstaunt, „Sie müssen eine herrliche Stellung und gutes Gehalt haben."

„Ich kann mich nicht beklagen."

„Wieviel nehmen Sie ein?"

„Ich weiß es nicht; mein Herr ist so reich und freigebig, daß er mir immerfort giebt."

„Alle Wetter, Kamerad, könnten Sie mich nicht in den Dienst dieses Herrn bringen?"

„O, das wäre schon möglich."

„Wirklich."

„Auf Ehre! Wir wollen bei Tafel davon sprechen. Sie gefallen mir außerordentlich, Kamerad."

Eine Stunde später saßen Beide an der Tafel in einem besonderen Zimmer; das Mahl war ausgezeichnet; der Wirth hatte sich selbst übertroffen, und die Weine waren von den besten.

„Speisen Sie so gewöhnlich?" fragte Lorrain.

„O, in der Küche meines Herrn," erwiderte Roville, „ißt man noch besser."

„Nicht möglich!"

„So wahr ich Comtois heiße."

„Ha! Sie heißen Comtois? Nun, ich wiederhole meine Bitte; verschaffen Sie mir einen Dienst bei Ihrem Herrn."

„Wir wollen nachher davon sprechen."

„Warum nicht sogleich?"

„Sie scheinen es sehr eilig zu haben! Sind Sie vielleicht ohne Stellung?"

„Nein; ich habe eine."

„Also wohl eine schlechte, da Sie dieselbe zu verlassen wünschen?“

„Nun, ich hielt sie für gut. Aber seitdem ich Sie gehört habe, kommt sie mir nur mittelmäßig vor.“

„Wer ist Ihr Herr?“

„Ein reicher Mann, der Vicomte de Coursolles.“

Das Gesicht des vermeintlichen Comtois zeigte die tiefste Ueberraschung, während seine Hand ein halbgefülltes Glas fallen ließ.

„Nun! Was fehlt Ihnen denn?“ fragte Lorrain.

„Wie sagten Sie? Wie heißt Ihr Herr?“

„Vicomte de Coursolles.“

„Ich hatte also doch richtig gehört! Ha! Das ist ein merkwürdiger Zufall!“

XXV.

Zwei gute Bediente.

„Ein merkwürdiger Zufall?“ wiederholte Lorrain staunend.

„Ja! Sie gehören zu jenen glücklichen Sterblichen, denen das Gute im Schlafe kommt.“

„Erklären Sie sich deutlicher, ich bitte Sie! Ich verstehe nicht ein Sterbenswort von Allem.“

„Denken Sie sich, meine Absicht und meine Pflicht waren, nach dem Essen mich direkt in das Hotel des Vicomte de Coursolles, Ihres Herrn, zu begeben.“

„Sie hatten ihm etwas zu sagen?“

„Ihm kein Wort.“

„Wem denn?“

„Ihnen!“

„Welch ein Scherz!“

„Nein, durchaus nicht! Ich habe den Auftrag, Ihnen ein Anerbieten zu machen, von dem Ihr Glück abhängt.“

„Wie! O erzählen Sie!“

„Sie sollen es gleich erfahren, College. Nur beantworten Sie mir vorher einige Fragen.“

„Ich bin bereit; reden Sie.“

„Wie lange sind Sie im Dienste des Vicomte?“

„Seit sechs Monaten.“

„Wie hoch beläuft sich Ihr Gehalt?“

„Auf sechshundert Franken.“

„Das ist freilich wenig! Und haben Sie Nebenverdienste?“

„Nein! Mein Herr bezahlt Alles selbst.“

„Noch eins. Behandelt der Vicomte Sie gut?“

„O, ich bin in dieser Beziehung ganz zufrieden.“

„Und Sie würden Ihren Dienst trotzdem verlassen?“

„Mit Freuden, wenn ich einen bessern fände.“

„Gut! Jetzt werden wir uns verständigen.“

„Ich wünsche nichts mehr.“

„Sie haben wohl irgendwo in der Provinz einen alten Verwandten?“

„Ja, eine Tante in Pontoise.“

„Nun wohl! Ihre Tante ist sehr krank.“

„Meine Tante Grelü?“

„Versteht sich. Sie kann in jedem Augenblick sterben.“

„Großer Gott, was sagen Sie mir da! Warum hat man mich nicht davon benachrichtigt?“

„Man hat es gethan. Sie haben den Brief eben erhalten.“

Lorrain sah Rodille mit offenbarer Verwunderung an.

Rodille lächelte und fuhr fort:

„Lieber College, dieser Brief hat für Sie nicht existirt; aber er muß für Ihren Herrn existiren. Folgen Sie meinem Rathe. Heute Abend, wenn der Vicomte zurückkommt, treten Sie mit Thränen im Auge zu ihm und erzählen ihm, daß Ihre einzige Verwandte im Sterben liegt und nach Ihnen verlangt, und bitten Sie um einen Urlaub auf acht Tage.“

„Der Vicomte kann mich nicht entbehren; er wird mir den Urlaub abschlagen.“

„Durchaus nicht, wenn Sie ihm einen Stellvertreter stellen, für den Sie stehen können.“

„Wo soll ich aber den hernehmen?“

„Er ist nicht weit von hier; ich bin es.“

Lorrain schlug sich vor den Kopf; darauf füllte er sein Glas wieder, trank es aus und fing an zu lachen.

„Ha! Ha!“ sagte er darauf. „Jetzt wird es mir klar. Sie spaßen schon eine ganze Zeit lang mit mir; jedoch ich bin ein gutmüthiger Kerl, und außerdem bewirthen Sie mich zu gut, als daß ich böse sein könnte!“

„Auf Ehre,“ sagte Rodille ernst, „ich spaße durchaus nicht.“

„Also Sie wollen mich wirklich bei meinem Herrn vertreten?"

„Ja."

„Das ist unmöglich; denn einmal kenne ich Sie gar nicht und kann für Sie nicht stehen."

„Mißtrauen!"

„Nun, das ist doch ganz natürlich!"

„Nein, es ist abgeschmackt; denn wenn Sie auch wissen, was ich von Ihnen verlange, so wissen Sie doch noch nicht, was ich Ihnen biete."

„Sagen Sie es doch — und wir wollen sehen —"

Rodille zog fünf Bankbillets, jedes von tausend Franken aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

„Für's Erste biete ich Ihnen dies," versetzte er.

„Fünftausend Franken!"

„Ja, College. Und zweitens verpflichte ich mich, Ihnen nach Ihrer Rückkehr aus Pontoise einen Dienst bei meinem Herrn zu verschaffen. Sind Sie noch mißtrauisch?"

„Nicht mehr so, wie vorher. Und wird Ihr Herr mich denn annehmen?"

„Ich bin sein Factotum. Sind wir einverstanden?"

„Hören Sie, ich bin ein ehrlicher Mensch und möchte nichts Unkluges begehen. Sagen Sie mir doch, aus welchem Interesse Sie mich eine Woche lang bei meinem Herrn vertreten wollen, und bei meiner Ehre! wenn die Sache mir richtig zu sein scheint, so will ich thun, was Sie wollen."

„Da fragen Sie mich nach einem Geheimniß meines Herrn."

„Ha! Sie handeln also im Auftrage Ihres Herrn?“

„Natürlich! Denken Sie etwa, ich werde mit Tausendfrankenscheinen auf meine Rechnung um mich werfen?“

„Die Sache scheint mir doch unwahrscheinlich.“

„Wollen Sie nichts ausplaudern, wenn ich Ihnen Alles erzähle?“

„Nein, ich bin stumm, wie ein Grab.“

„So hören Sie denn, daß der Vicomte de Coursolles sich verheirathen will.“

„Das wußte ich.“

„Ja, aber Sie wissen nicht, daß mein Herr in die Braut des Vicomte verliebt ist.“

„Großer Gott! Wie ist das möglich! Ich trage alle Morgen einen Strauß zu dem Fräulein und finde sie so häßlich, wie die sieben Todsünden.“

„Das mag sein; aber der Geschmack ist verschieden.“

„Aber sie hat ja brennend rothe Haare!“

„Mein Herr liebt diese Farbe.“

„Und sie schielt ja!“

„Mein Herr findet das interessant. Kurz, er betet Fräulein Grinchard (Sie sehen, daß ich Bescheid weiß) an und rechnet auf meine Gewandtheit und besonders auf meine Anwesenheit bei dem Vicomte, um irgend ein Ereigniß eintreten zu lassen, welches die Heirath unmöglich macht, oder doch verzögert. Das ist die volle Wahrheit. Genügt Ihnen diese Erklärung?“

„Meiner Treu, ja. Im Grunde genommen, ist es mir gleich, ob der Vicomte eine Frau nimmt, oder

nicht. Also topp, Kamerad, Sie können auf mich rechnen."

„Ein Schurke, wer etwas ausplaudert!" sagte Rodille; „die fünftausend Franken gehören Ihnen."

„Seien Sie morgen früh um zehn Uhr hier; ich werde Sie abholen, um Sie dem Vicomte vorzustellen."

„Und Sie, lieber College, kommen dann nach acht Tagen wieder; ich werde Sie dann bei meinem Herrn einführen."

XXVI.

Das Spinngewebe Rodilles.

Alles ging Rodille nach Wunsch. Am folgenden Tage war er Kammerdiener bei dem Vicomte, während Lorrain sich nach Pontoise begab.

„Der Feind ist im Hause," sagte sich Rodille mit innerer Freude; „nun kann nichts mehr den Erfolg meines Unternehmens hindern!"

Gegen zwei Uhr Mittags wurde der Stellvertreter Lorrains von seinem Herrn beauftragt, mit Hülfe des Kutschers das Pferd vor das Cabriolet zu spannen; und Vol-au-Vent verließ das Hotel, nachdem er seinem neuen Diener gesagt, daß er bis zehn Uhr Abends über seine Zeit verfügen könne.

Als Rodille allein war (denn auch die Köchin war bald ausgegangen), durchsuchte er alle Zimmer des früheren Diebes. Lange forschte er vergebens nach Schätzen; endlich fand er in dem Schlafzimmer einen

schweren eisernen Kasten mit Sicherheitsschloß, und er wollte ihn öffnen, weil er mit Recht das Geld des Vicomte darin vermuthete. Aber die Vorsicht ließ ihn seinen Entschluß nicht ausführen; denn er sagte sich, daß Vol-au-Vent, in der beständigen Furcht, bestohlen zu werden, an jedes Sicherheitsmittel gedacht haben müsse, und daß einige Pistolenschüsse den Verwegenen treffen würden, der es wagte, den Kasten zu öffnen. Und in der That wäre dies der Fall gewesen.

Nachdem Rodille sich überzeugt hatte, daß Vol-au-Vent hier seine Schätze verborgen haben müsse, da sich sonst nirgends in der Wohnung eine Spur davon befand, so eilte er nach dem Faubourg St. Antoine zu einem jener Gewerbetreibenden, welche alte Wagen aufzukaufen, zu zerlegen und die einzelnen Theile derselben zu verkaufen pflegen. Hier kaufte er für einige hundert Franken eine Art verdeckten Wagens, und bei einem Pferdehändler ein altes, hinkendes Pferd, sowie bei einem Trödler ein an hundert Stellen geflicktes Geschirr. Für dieses herrliche Gespann miethete er einen Stall und eine Remise auf einen Tag. Darauf nahm er seinen Weg nach der Museumstraße, trat in das Büreau und fragte nach Herrn Laridon. Die jungen Leute wiesen ihn, ohne zu ahnen, daß sie mit ihrem Herrn selbst sprächen, in das Nebenzimmer. Rodille trat ein. Laridon erkannte ihn ebenfalls nicht und fragte nach dem Verlangen des Eingetretenen. Nachdem sich der falsche Comtois noch einige Zeit das Vergnügen gemacht hatte, unerkannt zu bleiben, gab er sich endlich zum großen Erstaunen Laridons zu erkennen. Er setzte ihm darauf auseinander, daß er seiner, wie er sagte,

bei der Arretirung eines Schuldners bedürfe; und zwar solle er dabei die Rolle eines Kutschers spielen. Laridon entgegnete zwar, daß er es nicht verstände, einen Wagen zu führen; aber Rodille gab ihm zu erkennen, daß das Pferd sehr geduldig sei; auch werde er in dem Wagen eine blaue Blouse und eine Mütze finden. Die Sache war abgemacht, und am nächsten Tage sollte Laridon von Mittag an entweder ihn oder eine schriftliche Anweisung erwarten, um zu handeln.

Rodille kehrte nach dem Hotel zurück. Um zehn Uhr kam auch der vermeintliche Vicomte wieder und fand den neuen Kammerdiener auf seinem Posten. Er lobte ihn wegen seiner Pünktlichkeit und forderte ihn auf, ihn beim Auskleiden behülflich zu sein. Darauf legte er sich nieder und befahl seinem Diener, ihm aus dem Speisezimmer ein Glas Xereswein zu holen. Rodille führte den Befehl schnell aus und sah, daß der Vicomte zwei geladene Pistolen neben sich auf den Nachttisch gelegt hatte.

„O, es scheint, Freund Vol-au-Vent, daß Du ein vorsichtiger Mann geworden bist," dachte Rodille; „allein das wird Dir nichts helfen!"

Der Vicomte trank sein Glas und entließ den Diener mit der Weisung, daß er klingeln würde, wenn er in der Nacht vielleicht seiner bedürfe. Rodille ging. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so hörte er, wie Vol-au-Vent sein Bett verließ, den Riegel vorschob und die Thür zweimal verschloß.

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr rief ihn die Glocke des Herrn, und er erfüllte eifrig seinen Dienst als Kammerdiener. Um zwei Uhr fuhr Vol-au-Vent

wieder aus und hinterließ, daß er auch an diesem Tage erst spät wiederkommen werde. Rodille frohlockte. Um sieben Uhr Abends stieg er in einen Wagen und fuhr nach der Museumstraße. Laridon erwartete ihn. Rodille führte ihn nach dem Orte, wo er Wagen und Pferd hatte. Die Laternen wurden angezündet. Laridon zog die Blouse an, setzte die Mütze auf und begab sich, nicht ohne Mühe, auf den Bock. Als Rodille sah, wie unbeholfen sich der Alte anstellte, setzte er sich neben ihn, ergriff die Zügel und trieb den mageren Gaul an. Nach einer halben Stunde langten sie an der Ecke der Colysée-Straße an. Hier hielt Rodille an und stieg ab. Er trug darauf Laridon auf, hier mit dem Gespann zu warten, und eilte nach dem Hotel des Vicomte de Coursolles.

Vol-au-Vent kehrte, wie am Tage vorher, um zehn Uhr zurück. Rodille half ihm wieder beim Auskleiden und holte ihm seinen Schlaftrunk, dem er jedoch vorher einige Tropfen einer farblosen Flüssigkeit aus einem Fläschchen, das er aus seiner Tasche nahm, beigemischt hatte. Der Vicomte trank das Glas und entließ den Diener. Dieser begab sich in das Speisezimmer und wartete dort eine halbe Stunde. Darauf nahm er aus seiner Brieftasche ein sorgfältig versiegeltes Billet, welches die Aufschrift trug: „An den Herrn Vicomte de Coursolles. Sehr eilig!" Dies legte er auf einen silbernen Teller und wendete sich nach dem Schlafzimmer Vol-au-Vents. Dieser war eben im Begriff, einzuschlafen, als er leise an seine Thür pochen hörte.

„Wer ist da?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Ich, Comtois, der Kammerdiener des Herrn Vicomte.“

Vol-au-Vent fühlte sich beruhigt und öffnete. Rodille stand mit seinem silbernen Teller auf der Schwelle.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ sagte Rodille mit dem unterwürfigsten Tone, „daß ich den Herrn Vicomte so spät störe; aber das Billet scheint von großer Wichtigkeit zu sein.“

„Von wo kommt dieser Brief?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer hat ihn gebracht?“

„Es schien ein Commissionair zu sein; aber, da es sehr finster war, konnte ich mich irren.“

Vol-au-Vent nahm das Billet, während Rodille sich bescheiden in das Nebenzimmer zurückzog. Vol-au-Vent prüfte die Aufschrift, konnte sich jedoch nicht erinnern, je diese Handschrift gelesen zu haben. Er erbrach das Billet und las die wenigen Zeilen, welche es enthielt. Die Wirkung erfolgte schnell, wie der Blitz. Der falsche Vicomte glaubte, eine dicke Wolke vor seinen Augen aufsteigen zu sehen. Ein heftiges Zittern bemächtigte sich seiner, und er sank stöhnend in einen Lehnstuhl. Das Billet lautete:

„Ein alter Freund Vol-au-Vents benachrichtigt den Vicomte de Coursolles, daß Legrip nicht todt ist und seine Spur aufgefunden hat. Die Polizei ist seit einer Stunde in Kenntniß gesetzt. Das Hotel wird mit Tagesanbruch umstellt werden. Man sehe sich vor.“

Vol-au-Vent blieb einige Augenblicke hindurch regungslos sitzen; er glaubte zu träumen. Aber seine

Augen fielen auf das Billet, welches er noch immer in seinen Händen hielt, und er stammelte:

„Nein! Nein! Es ist kein Traum! — Ich wache! — Die Zeit vergeht, die Gefahr ist nahe, und mir bleibt kaum eine Stunde, um einen Entschluß zu fassen! O mein Gott! Was soll ich machen?“

Er preßte sein glühendes Gesicht in seine beiden Hände und zwang sich, seine Lage ruhiger zu betrachten.

„Es ist noch nicht Alles verloren,“ sagte er sich dann; „ich habe hier mein ganzes Vermögen bei mir und kann mit demselben entfliehen. Ich werde fern von Paris, von Frankreich jenes ruhige Leben wiederfinden, von dem ich mich nie wieder trennen werde. Wenn die Polizei kommt, wird das Nest leer, und der Vogel entflogen sein!“

XXVII.

Die Fliege, im Netz gefangen.

Vol-au-Vent, durch diese Hoffnung auf Rettung etwas beruhigt, erhob sich und nahm ein großes Glas kalten Wassers zu sich, um eine gewisse Betäubung zu unterdrücken, die sich seiner bemächtigte und vielleicht die Folge innerer Aufregung war. Darauf zog er die Glocke, und Rodille zeigte sich alsbald.

„Der Herr Vicomte bedürfen meiner?“ fragte er.

„Ja, Sie werden mir jetzt Ihren Eifer und Ihre Klugheit zeigen können.“

„Ich werde mein Möglichstes thun.“

Vol=au=Vent theilte ihm mit, daß der eben überbrachte Brief ihn zur schnellsten Abreise nach einem Landhause in der Nähe von Paris nöthige, wo man ihn noch in dieser Nacht erwarte. Darauf trug er ihm auf, ihm sogleich irgend ein Fuhrwerk nebst einem Pferde zu verschaffen, da er das seinige nicht benutzen wolle. Rodille eilte fort und wendete sich nach dem Ende der Colysée=Straße, wo Laridon schon seit acht Uhr Abends stand.

Vol=au=Vent kleidete sich unterdessen an, nicht ohne Mühe; denn seine Betäubung und Schläfrigkeit nahmen wieder zu. Darauf öffnete er den eisernen Kasten, den Rodille nicht zu erbrechen gewagt hatte, und nahm einen mit Gold gefüllten ledernen Beutel, eine Handvoll Bankscheine und eine Brieftasche mit fünfhunderttausend Franken in Wechseln heraus. Nachdem er dies Alles zu sich gesteckt und noch einige Kleidungsstücke und die beiden Pistolen in einen Reisekoffer gethan hatte, erwartete er mit fieberhafter Ungeduld die Rückkehr seines Kammerdieners.

„O, wie ist mir denn?“ fragte er sich plötzlich, als er die sonderbare Erschöpfung, die sich seiner bemächtigte, zunehmen fühlte.

Er öffnete das Fenster und schöpfte frische Luft.

In diesem Augenblicke vernahm man von Weitem das Rollen eines Wagens, welches immer näher kam. Der matte Schein zweier Laternen strahlte durch die Finsterniß. Ein Wagen hielt vor dem Hotel an. Rodille stieg ab und trat alsbald in das Schlafzimmer.

„Herr Vicomte,“ sagte er, „ich habe einen Fiaker gefunden.“

„Gut! Comtois, Sie sind ein braver Diener. Tragen Sie diesen Koffer in den Wagen. Ich reise ab."

„Werde ich den Herrn Vicomte begleiten?"

„Nein; ich vertraue Ihnen das Hotel an."

„Verzeihen Sie, werden der Herr Vicomte lange ausbleiben?"

„Höchstens zwei bis drei Tage."

Unter diesen Worten war man auf die Straße gelangt. Rodille hatte sich, ehe er das Schlafzimmer verließ, überzeugt, daß der von ihm übergebene Brief auf dem Tische offen liegen geblieben war. Jetzt öffnete er den Wagenschlag, legte den Koffer auf den Vordersitz und half dem Flüchtling beim Einsteigen.

„Welche Anweisung soll ich dem Kutscher geben?" fragte er darauf.

„Nordstraße," stammelte Vol-au-Vent.

„Nordstraße!" widerholte Rodille. „Ich wünsche dem Herrn Vicomte eine glückliche Reise," fügte er hinzu. „Nun, vorwärts! Kutscher!"

Zu gleicher Zeit ging aber Rodille um den Wagen herum, schwang sich neben Laridon, ergriff die Zügel und peitschte das arme Pferd so, daß es eine Zeitlang einen ziemlich verzweifelten Trab annahm. So erreichte der Wagen in einigen Minuten die große Allee der elysäischen Felder. Anstatt aber hier den vorgeschriebenen Weg, der rechts abführte, zu nehmen, wendete er sich nach links. Das Thier konnte kaum weiter. Rodille ließ es fünf Minuten lang langsam gehen. Dann hielt er an, sprang ab und stellte sich an den Wagenschlag. Er rief in den Wagen hinein; erhielt jedoch keine Antwort. Er horchte und vernahm den gleichmäßigen Ton eines tiefen Schnarchens. Vol-

au=Vent war in Folge des dem Weine beigemischten Trankes in einen schweren Schlaf gefallen. Rodille rieb sich frohlockend die Hände und näherte sich Laridon.

„Freund,“ sagte er zu ihm, „Du kannst absteigen; Deine Rolle ist beendigt; ich bedarf Deiner nicht mehr.“

Laridon staunte und machte Einwendungen; allein sie halfen ihm nichts; und da er Rodille in dieser Beziehung kannte, so gehorchte er und stieg ab. Rodille nahm seinen Platz wieder ein und setzte den Wagen wieder in Bewegung, nachdem er Laridon zugerufen hatte:

„Vergiß nicht, daß ich Dir verbiete, mir zu folgen.“

Laridon dachte nicht daran, dies Verbot zu übertreten; er entfernte sich, nur von Entsetzen ergriffen, sich auf dieser damals so übel berüchtigten Allee allein zu befinden. Rodille dagegen fuhr mit dem Wagen und dem darin Schlafenden langsam die Allee hinab, bog in die Neuilly=Allee ein und befand sich bald vor jenen beiden kleinen Häusern, welche wir schon öfter betreten haben. Diese Häuser gehörten Rodille. Der ehemalige Vater Legrip hatte sie nicht verkaufen wollen; sie konnten ihm ja noch einmal nützlich werden. Im Innern hatte sich nichts verändert. Rodille führte den Wagen in eine Seitenallee, band das Pferd an einen Baum, löschte die Laternen aus und nahm den schlafenden Vol=au=Vent auf seine Arme. Er trug ihn in das untere Zimmer, setzte ihn auf einen alten Lehnstuhl und machte sich an die Untersuchung seiner Taschen.

XXVIII.

Ein bestohlener Dieb.

Rodille zog aus den Taschen Vol-au-Vents nach und nach hunderttausend Franken in Bankscheinen und fünf bis sechstausend in Gold heraus. Endlich fand er auch die Brieftasche in der Seitentasche des Rocks. Er öffnete sie mit zitternder Hand und rief beim Anblick der Wechsel, die er schnell überzählte, freudig aus:

„Fünfhunderttausend Franken! Wahrhaftig! Vol-au-Vent hatte Recht! O, mein Geld hat in seinen Händen herrlich Zinsen getragen!“

Hierauf öffnete er die geheime Fallthür, nahm den regungslosen Körper seines Gefangenen wieder auf den Arm, stieg langsam die Stufen hinab und legte den Körper auf den Boden. Eine Minute später fiel die Thür wieder zu, und für den lebendig Eingeschlossenen schien keine Hoffnung mehr übrig zu bleiben, je diesem Gewölbe wieder zu entsteigen.

Rodille, um eine halbe Million reicher, als eine Stunde vorher, verschloß sorgfältig wieder alle Thüren und verließ das kleine Haus. Er zündete die Laternen wieder an und nahm seinen Weg nach dem von ihm gemietheten Stalle, den er ohne Unfall erreichte. Hierauf kehrte er in seine Wohnung nach der Museumstraße zurück. Das Schlafzimmer Laridons befand sich neben dem Rodilles. Dieser wollte sich überzeugen, ob sein Genosse schon zurückgekehrt sei. Er öffnete daher leise die Thür und sah Laridon, noch vollständig angekleidet, auf seinem Bett liegen, dem Anschein nach schlafend. Er wunderte sich zwar,

daß Laridon seine Kleider nicht abgelegt hatte; da er es jedoch für eine Folge großer Ermüdung ansah, so ging er ohne Weiteres in sein Zimmer zurück und schloß sich ein. Kaum wußte sich aber Laridon allein, so richtete er sich auf und brachte eines seiner Augen an eine kaum sichtbare Oeffnung in der Wand, die er gleich nach seiner Rückkehr mit Hülfe eines Bohrers angebracht hatte, um zu erfahren, was in dem Zimmer Rodilles vorginge.

Da Rodille keinen Lauscher vermuthete, so handelte er ohne alle Vorsicht. Laridon sah ihn alle seine Schätze herausnehmen und mit sichtbarer Freude auf dem Tische ausbreiten.

„Das muß eine hübsche Summe sein," sagte Laridon bei sich; „sonst wäre Rodille nicht so freudig! Was wird er mit allen den Kostbarkeiten machen?"

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. In dem Zimmer Rodille's hing ein altes Oelgemälde. Rodille nahm dasselbe ab und enthüllte so ein kleines, hinter dem Bilde in der Wand befindliches, geheimes Fach. Laridon verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Rodille nahm einen ganz kleinen, stählernen Schlüssel, den er an seiner Uhrkette trug, und öffnete damit das Fach, aus welchem er einen Kasten herauszog. Durch einen Druck mit dem Finger that sich derselbe auf; ein gelblicher Schein, der aus demselben herausdrang, zeigte an, daß er eine ziemliche Anzahl ganz neuer Goldstücke enthielt. Laridon athmete kaum. Rodille fügte zu dem Schatze noch die Louisd'ors und Bankscheine, welche er mitgebracht hatte, hinzu, legte auf das Ganze die Brieftasche mit ihrem reichen

Inhalt, und bald darauf hing das Bild wieder an seinem alten Platze.

Laridon rieb sich die Hände. Er sah die Gelegenheit zur Rache für so manche ihm widerfahrene, böse Behandlung. Als Rodille sich niederlegte, that er ein Gleiches, ohne jedoch in der ganzen Nacht ein Auge zu schließen.

Es vergingen zwei Tage, in denen die beiden Genossen kaum ihre Arbeit verließen. Am dritten Tage endlich kam Rodille früh aus seinem Zimmer und forderte Laridon auf, das Bureau vor seiner Rückkehr nicht zu verlassen, da er vor fünf Uhr Nachmittags nicht zurückkommen könne. Laridon versprach es, im Innern frohlockend.

Rodille ging. Die Neugier zog ihn zunächst nach der Colysée=Straße, um die Meinung des Publikums über das Verschwinden des vermeintlichen Vicomte de Coursolles zu erfahren. Was er hörte, stellte ihn vollkommen zufrieden. Der auf dem Tische liegengebliebene Brief hatte sein Möglichstes gethan, und die Polizei hatte schon Alles in dem Hotel versiegeln lassen. Rodille wünschte sich Glück zu dieser That seiner Gewandtheit.

Während dessen benutzte aber auch Laridon seine Zeit nicht schlecht. Er wartete noch eine halbe Stunde; dann gab er einem der jungen Leute nach dem andern Aufträge nach entfernten Stadttheilen. Als er sich so allein befand, verriegelte er die Thür von innen und öffnete mit einem Dietrich die Thür zu dem Zimmer Rodilles. Er eilte hierauf zu dem Wandgemälde, nahm es ab und erbrach das geheime Fach hinter demselben. Nachdem er mit leuchtenden Augen

sich des Kastens bemächtigt und alle Spuren des Erbrechens so gut als möglich entfernt, so wie auch das Bild wieder an seine Stelle gebracht und die Thür des Zimmers verschlossen hatte, verließ er mit seinem Schatze, den er mit altem Papier umhüllt hatte, schnell das Haus der Museumstraße, indem er bei sich sprach:

„Heute Abend werde ich fern von Paris sein! Morgen werde ich den gastlichen Boden Englands betreten! Die Zeit meiner Knechtschaft ist vorüber! Ich bin endlich reich! Gevatter Rodille, was meinst Du zu meiner Rache!“

Es war gegen neun Uhr Abends, als Rodille nach Hause zurückkehrte. Er fand Paul Mercier noch bei der Arbeit. Der junge Mann bewohnte ein elendes Dachstübchen in dem Hause. Rodille erfuhr von demselben, daß Laridon nicht zu Hause sei, und hieß ihn sich zur Ruhe begeben. Darauf ging er ärgerlich über Laridons Verhalten in sein Zimmer, legte sich, da er sich sehr ermüdet fühlte, nieder und schlief ein, ohne nur einmal an seinen Schatz zu denken. Als er jedoch am nächsten Morgen erwachte, war sein erster Gedanke, seinen Blick an dem Inhalt des eisernen Kastens zu weiden. Er stand auf und nahm das Bild von der Wand; aber ach! in demselben Augenblick sah er die untrüglichen Spuren des Einbruchs.

Mit zitternder Hand öffnete er die Thür, welche das zerbrochene Schloß nicht mehr zurückhielt. Das Fach war leer! Ein Schrei entrang sich den Lippen

des bestohlenen Diebes. Er sank auf einen Stuhl und murmelte mit dumpfer Stimme:

„Ha! Der Elende! Mich, seinen Wohlthäter, zu berauben! O, die Nichtswürdigkeit soll ihm nichts nützen! Ich werde ihn verfolgen!"

Plötzlich jedoch hielt er inne; dann fuhr er muthlos fort:

„Aber wie ihn verfolgen? Wo seine Spur finden?"

Doch kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so fuhr ihm ein Lichtstrahl durch den Kopf.

„Ha! Ich habe ihn!" sagte er. „Ja, Elender, ich habe Dich! Und wenn Du Flügel hättest, sollst Du mir nicht entwischen!"

Er kleidete sich schnell an, ging in das Zimmer Laridons und steckte dort eine weiße Halsbinde zu sich, die dieser zu tragen pflegte. Dann eilte er hinaus, setzte sich in einen Wagen und fuhr zum Doktor Horner.

„Rufen Sie die Somnambule," rief er dem staunenden Doktor zu; „befragen Sie dieselbe! Durch sie allein werde ich die Spur des Diebes finden können, der mich zu Grunde richtet!"

Nach wenigen Minuten trat Blanka schüchtern ein. Sie zitterte bei dem Anblick Rodilles, der ihr stets einen unüberwindlichen Widerwillen einflößte. Sie setzte sich auf das Geheiß Horners, und dieser brachte sie durch einige Handbewegungen bald in den Schlaf. Rodille übergab dem Doktor die weiße Binde, welche als ein Eigenthum des Diebes den magnetischen Rapport bewerkstelligen sollte. Der Doktor legte sie in die Hand Blankas und sprach:

„Ich gebiete Ihnen, die Person zu sehen, welcher dieser Gegenstand gehört."

„Ich sehe die Person," stammelte Blanka.

„Ist es ein Mann oder eine Frau?"

„Es ist ein Mann."

„Beschreiben Sie ihn."

Blanka sammelte sich einige Augenblicke und zeichnete ein genaues Bild von Laridon. Rodille bat den Doktor, weiter zu fragen. Der Doktor that es, und aus den Antworten erfuhr Rodille, daß der Dieb unter einem falschen Namen den Weg nach Havre eingeschlagen habe, um nach England überzusetzen; daß er aber durch ein Unwohlsein genöthigt wäre, in Montivilliers, drei Meilen von Havre, zu bleiben, wo er in dem Gasthofe zum goldenen Anker logire.

„Ich weiß jetzt, was ich wollte," sagte Rodille; „jetzt an's Werk! Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Noch ist nicht Alles verloren! Auf Wiedersehen, und hoffentlich auf baldiges!"

„Auf Wiedersehen, und gut Glück!"

Rodille eilte wieder nach der Museumstraße und trug Paul Mercier auf, die Geschäfte während seiner zwei- bis dreitägigen Abwesenheit zu verwalten. Nach kaum einer Stunde fand sich ein englischer Gentleman, dessen Paß den Namen Tom Brown zeigte, auf der Post ein und schlug im schnellsten Galopp die Straße nach der Normandie ein. Dieser Gentleman war Rodille, der gänzlich verwandelt und mit vielem Gelde und zwei Pistolen versehen war.

XXXI.

Der Gasthof zum goldenen Anker.

Die Reise ging schnell von Statten. Um sieben Uhr Abends am nächsten Tage erreichte Tom Brown, unser Rodille, den Gasthof zum goldenen Anker in Montivilliers. Es waren seit seiner Abreise von Paris dreißig Stunden verflossen, und er hatte allen Grund zu fürchten, daß Laridon ihm doch entwischt sein könne. Jedoch er verfuhr mit aller Vorsicht; er nahm seinen kleinen Reisekoffer und trat in das Gastzimmer, wo ihm der Wirth mit freundlicher Miene entgegen kam. Dieser, ein wohlbeleibter Mann, Namens Alain Fauvel, erkannte in dem Gast sogleich einen Engländer und hieß den Mylord willkommen. Rodille machte eine leichte Verbeugung und machte dem Wirth in gebrochenem Französisch bemerklich, daß er bei ihm zu übernachten gedenke und in dem Gastzimmer zu speisen wünsche. Der Gastwirth rief sogleich Berenice und Cleopatra, zwei frische, robuste Mädchen, herbei und befahl ihnen, das Mahl für den Herrn zu serviren.

Während der Zurüstungen zum Mahle blickte Rodille aufmerksam um sich. Eine Person zog einige Zeit lang seine Blicke auf sich. Es war ein Mann, der hinter dem Kamin auf einem Schemel saß, dessen Gesicht Rodille jedoch nicht sehen konnte. Dieser Mann trug eine ärmliche Kleidung und stützte seine Ellenbogen auf die Kniee und seinen Kopf auf seine Hände. Ein großer Hund lag in tiefem Schlafe zu seinen Füßen. Trotz der gebeugten Stellung dieses Mannes

konnte man doch leicht erkennen, daß er von hohem Wuchse war, und seine breiten Schultern ließen auf eine ungewöhnliche Kraft schließen. Da er jedoch keine Aehnlichkeit mit Laridon hatte, so kümmerte sich Rodille nicht weiter um ihn, sondern trat an ein Fenster und sah in den Hof hinaus. Bei dem Schein einer großen Laterne sah er eine Treppe, die zu einer verdeckten Gallerie des Hauptgebäudes führte, wo sich ungefähr zehn numerirte Thüren befanden. Es waren die Thüren der für die Gäste des goldenen Ankers bestimmten Zimmer. Rodille fragte sich ängstlich:

„Ist der elende Laridon noch dort oben, oder hat er sich meiner Verfolgung entzogen? O, wie erfahre ich das?“

In diesem Augenblicke trat Alain Fauvel herein und forderte, die Mütze in der Hand, Rodille auf, Platz zu nehmen, da das Mahl aufgetragen sei. Rodille setzte sich mit dem Gedanken, beim Essen den Mann auszufragen. Jedoch der Zufall kam ihm zu Hülfe. Kaum hatte er seine Mahlzeit begonnen, so ließ sich der Ton einer Glocke vernehmen.

„Berenice,“ sagte der Wirth, „es ist der starke Herr auf No. 9, der Reisende aus Paris. Siehe doch zu, was er will.“

Berenice eilte die Treppe hinauf. Rodille hatte hoch aufgehorcht. Jene Worte: „der starke Herr, der Reisende aus Paris“ konnten sich ja auf Laridon beziehen. Nach kurzer Zeit kehrte Berenice zurück, und das folgende Gespräch zerstreute die letzten Zweifel des falschen Engländers.

„Nun!" fragte Alain Fauvel, „was will der Herr?"

„Zunächst will er zu Abend essen."

„Und ferner?"

„Dann läßt er fragen, um welche Zeit in der Nacht das Dampfboot von Havre nach England führt."

„Um fünf Uhr Morgens. Wenn der Reisende sich daher einzuschiffen gedenkt, so muß er um drei Uhr von hier aufbrechen."

„Er bittet, daß man ihn zu rechter Zeit wecken sollte, und daß Sie ihn nach Havre fahren lassen möchten."

„Gut! Bringe das Abendessen hinauf, meine Tochter, und sage dem Herrn, daß der Wagen um drei Viertel auf drei Uhr angespannt sein soll."

Berenice ging. Rodille freute sich innerlich, als er hörte, wie der Wirth der Cleopatra den Befehl gab, für den Mylord das Zimmer No: 8 zu bereiten. Er sollte sich also neben Laridon befinden!

XXX.

No. 8, No. 9, No. 10.

Rodille, des Gelingens seines Unternehmens gewiß, vollendete jetzt mit dem besten Appetit sein Mahl. Während er noch mit demselben beschäftigt war, stand plötzlich der am Kamin sitzende Mann von seinem Schemel auf und berührte den schlafen-

den Hund leise mit seinem Stocke. Der Hund sprang mit wildem Blicke auf. Der Wirth sah von seiner Küche aus die Bewegung und rief:

„Wie, Mann mit den Wachsfiguren, wollen Sie schon schlafen gehn?"

Der Mann nickte mit dem Kopfe, und der Wirth trug Berenice auf, ihn auf Nr. 10 zu führen.

In diesem Augenblick fielen die Augen Rodilles auf das Gesicht des schlecht gekleideten Mannes. Er stutzte und sagte bei sich:

„Sonderbar! Ich habe diesen Mann gewiß nie gesehen! Und doch scheine ich ihn zu kennen. — Wo und wann bin ich einem ihm Aehnlichen wohl begegnet?"

Das Gesicht des Unbekannten mußte einst schön gewesen sein; es war aber bleich und von unzähligen Runzeln gefurcht und ließ auf einen Mann von wenigstens sechszig Jahren schließen, dessen Leben an Leiden und Schmerzen reich gewesen sein mußte. Als er das Zimmer verlassen hatte, tauchte plötzlich eine Erinnerung in Rodille auf, und er sagte fast laut:

„Ha! Jetzt hab' ich's! Der Mann hat Aehnlichkeit mit Jean Vaubaron. — Wenn es Vaubaron selbst wäre! — Doch nein, das ist unmöglich! Vaubaron kann nicht in Frankreich sein; sonst hätte man ihn schon hundertmal wieder ergriffen. Und dieser Mann ist wenigstens sechszig Jahre alt, während Vaubaron höchstens vierzig zählen kann."

Mit diesen Betrachtungen hatte sich Rodille wieder beruhigt. Der Wirth trat jetzt zu ihm, und da er sah, daß der vermeintliche Engländer seine Mahlzeit beendigt hatte, so meldete er ihm, daß sein Zimmer bereit sei. Rodille ließ sich durch Alain Fauvel auf

dasselbe führen. Es war Nr. 8. Als sich Fauvel entfernt hatte, verriegelte Rodille die Thür und begann eine genaue Untersuchung des Zimmers. Besonders fiel ihm eine fest verschlossene Thür auf, welche nach dem Nebenzimmer führte, das heißt, nach Nr. 9, wo Laridon logirte. Rodille horchte mit teuflischer Freude an derselben und hörte den gleichmäßigen Athemzug eines ruhig Schlafenden.

Da er sich aber sagte, daß es zum Handeln noch zu früh sei, da im Hause noch nicht Alles im Schlafe liege, so warf er sich auf das Bett, mit der festen Absicht, sich vom Schlafe nicht überwältigen zu lassen.

Begeben wir uns in das Zimmer Nr. 10, wo sich der Mann mit den Wachsfiguren, wie ihn der Wirth genannt hatte, befand. Es waren zwei Stunden verflossen, seitdem wir Rodille verließen. Der Mann mit den Wachsfiguren lag in tiefem Schlafe, und vor seinem Bett sein Hund. Dieser genoß jedoch nicht eines so glücklichen Schlafes, wie sein Herr, sondern fing von Zeit zu Zeit an, zu brummen. Er beruhigte sich zwar wieder und schloß die Augen; aber plötzlich sprang er auf und stürzte sich auf die Thür zu, indem er laut knurrte. Sein Herr erwachte und rief ihm leise zu:

„Nun? Tristan? Was giebt's?"

Das Knurren des Hundes ging jetzt in ein gewisses Stöhnen über.

XXXI.

Ein nächtlicher Auftritt.

Es schlug eben zwölf vom nahen Kirchthurm. Der Hund gab seine feindliche Stellung nicht auf. Plötzlich hörte der Reisende, wie man den Schlüssel seiner Thür von außen leise herumdrehte. Er griff nach seinem Stocke, stand auf und ging zur Thür, um sie zu öffnen. Aber sie war von außen verschlossen. Er wollte jetzt Lärm machen, um zu erfahren, weshalb man ihn eingeschlossen hätte. Aber er besann sich eines Andern und wollte sich eben wieder niederlegen, als die Dogge ein wildes Geheul ausstieß. Zu gleicher Zeit ließ sich ein Geräusch unerklärlicher Art, gefolgt von einem erstickten Schrei, vernehmen. Der Reisende fühlte, daß etwas Ungewöhnliches in dem Hause vorgehe, und dachte nicht mehr an den Schlaf. Er kleidete sich schnell an und trat zu der Thür, die ihn von Nr. 9 trennte, und von wo ihm das Geräusch zu kommen schien. Er legte sein Ohr an dieselbe und horchte.

Was hatte Rodille unterdessen gethan? Er war kurz vor Mitternacht leise auf die Gallerie hinausgetreten und näherte sich der Thür der Nr. 9 in der Hoffnung, den Schlüssel in derselben zu finden. Aber Laridon hatte ihn abgezogen. Rodille hatte darauf den Schlüssel in der Thür der Nr. 10 zweimal herumgedreht, um so den in dem Zimmer befindlichen Mann zu verhindern, auf einen möglichen Hülfeschrei Laridons herbeizueilen. Hierauf war er in sein Zimmer zurückgekehrt und verriegelte es fest. Er näherte sich dann der Thür zu Nr: 9, öffnete durch die ihm be-

kannten Kunstgriffe das Schloß derselben und eilte in das Zimmer Laridons. In der Hast stieß er einen Stuhl um. Laridon erwachte dadurch, und da er beim Scheine des Mondlichts einen Menschen auf sich zukommen sah, so stieß er jenen dumpfen Schrei des Entsetzens aus, den der Mann in No. 10 gehört hatte. Laridon wollte zu den neben ihm liegenden Pistolen greifen; aber Rodille ließ ihm nicht Zeit dazu, sondern drückte ihn auf sein Bett nieder, indem er ihm die Mündung einer Pistole vor den Kopf hielt und ihm in das Ohr flüsterte:

„Schweig! Oder Du bist ein Mann des Todes! Unterwirf Dich, wenn Du leben willst! Ich bin Dein Gebieter, ich bin Rodille! Du siehst, man kann mir nicht entgehen! Sei übrigens ruhig; ich will Dich nicht tödten; ich will nur mein Gut wieder erlangen; dann magst Du gehen, wohin Du willst.“

Der falsche Tom Brown schwieg und erwartete, daß Laridon sich gelehrig zeigen würde. Aber er irrte sich. Laridon gab sich diesmal nicht so leicht gefangen, sondern entgegnete kaltblütig:

„Gevatter, entferne gefälligst die Pistole da, von der Du, das weißt Du so gut, wie ich, doch nicht Gebrauch machen wirst, und laß mich auf dem Bett sitzen. Ich habe Dir vielerlei zu sagen —“

„Aber ich, nichts zu hören!“ versetzte Rodille; „ich will das Meinige, und zwar auf der Stelle; also schweig' und gehorche!“

In diesem Augenblicke legte der Reisende auf Nr. 10 sein Ohr an die Thür und konnte das immer lauter werdende Gespräch Laridons und des falschen Engländers vernehmen. Als er die ersten Worte Rodilles hörte, sagte er bei sich:

„Ich kenne diese Stimme. Wo habe ich sie denn früher gehört?"

Das Gespräch zwischen Laridon und Rodille wurde immer lebhafter. Laridon wollte auf das Verlangen Rodilles nicht eingehen. Dieser setzte ihm von Neuem die Pistole vor den Kopf. Aber jener blieb ruhig. Rodille drohte, ihn anzuzeigen und verhaften zu lassen. Laridon lachte.

„Ha!" sagte er, „das möchte für Dich schlimmer sein, als für mich. Ich habe nur das Gefängniß, Du aber hast das Schaffot zu riskiren."

„Wie? Das Schaffot!"

„Ja! Meinst Du, daß ich die schrecklichen Geheimnisse Deines Lebens nicht kenne? Rufe die Gerechtigkeit zu Hülfe! Gut! Man wird mich als einen Dieb verhaften; aber meine Hände sind rein von Blut! Jedoch ich werde dann sprechen und sagen, daß Du ein Dieb, ein Mörder bist!"

„Ein Mörder! Ich?"

„Ja! Du! Der einzige Urheber eines entsetzlichen Verbrechens, des Doppelmordes in der Straße Pas de la Müle!"

„Ha! Du weißt zu viel!" murmelte der falsche Engländer außer sich; „Du hast Dir Dein Todesurtheil gesprochen!"

Und zugleich richtete er die Pistole auf Laridon. Dieser suchte sie seinem Angreifer zu entreißen, kam jedoch dabei gegen den Drücker. Der Schuß erfolgte, und Laridon lag mit zerschmettertem Haupte da.

„Jetzt," dachte Rodille; „fort! Die Zeit drängt! Wo ist das Geld!"

Der Reisende in Nr. 10 hatte kein Wort verloren. Sein Unwillen steigerte sich mit jedem Augenblicke. Als er jedoch die Worte hörte: „Du! Der einzige Urheber eines entsetzlichen Verbrechens, des Doppelmordes in der Straße Pas de la Müle!" Da erkannte er die Stimme des Mannes mit den Bankscheinen und ein dumpfer Schrei entrang sich seiner Brust.

Der Pistolenschuß fiel. Die Dogge erwiderte denselben mit einem furchtbaren Geheul. Der Reisende ergriff seinen knotigen Stock und stürzte sich auf die zur Gallerie führende Thür. Nach einigen kräftigen Anläufen brach sie auseinander, und der Reisende eilte zu der Thür der Nr. 9, indem er laut ausrief:

„Mord! Mord! Hülfe!"

Bald war Alles im Hause wach. Der Wirth, die Knechte und Mägde eilten herbei.

Man erbrach die Thür der Nr. 9 und drang in das Zimmer. Da lag die Leiche Laridons mit zerschmettertem Haupte auf dem Bett; aber der Mörder war verschwunden. Er hatte sich offenbar durch das Fenster, welches offen stand, auf die Straße geflüchtet. Der Reisende rief seinen Hund, und indem er auf das Fenster deutete, schrie er: „Suche, Tristan! Auf! Suche!"

Der Hund war mit einem Satze auf der Straße, und bald hörte man sein Bellen in immer größerer Ferne. So verflossen fünf bis sechs Minuten. Alle standen athemlos da und horchten. Plötzlich ertönte ein entfernter Schuß und diesem Schusse folgte ein schmerzliches Geheul, und dann war Alles still.

„O Gott!" murmelte der Reisende mit unsäglichem

Schmerze; „der Elende hat meinen Hund, meinen einzigen und treuen Freund getödtet!"

Indem er sich darauf zum Fenster hinausschwang, eilte er der Richtung nach, aus welcher der letzte Schrei des armen Thieres gekommen war.

„Das ist nicht genug, Kinder!" sagte jetzt Alain Fauvel zu den Dienern, „der Verbrecher hat das Weite gesucht; man muß ihn erwischen! Du, Cyrill, laufe zur Gensdarmerie; Du, Cleopatra, geh, wecke den Kirchendiener und sage ihm, daß er die Sturmglocke ziehe; Du, Berenice, wecke den Maire und den Adjunkt und führe sie hierher. Ich, ich werde meine Jagdflinte nehmen und das Haus bewachen!"

XXXII.

Eine Wachsfigur.

Der Befehl Alain Fauvels wurde schnell ausgeführt. In kaum einer Viertelstunde erscholl die Sturmglocke; Alles kam in Bewegung; Gensdarmen, Maire, Adjunkt und auch der Friedensrichter eilten nach dem goldenen Anker. Während der Wirth diesen Allen das Ereigniß berichtete, erschien der Mann mit den Wachsfiguren wieder. Sein Gesicht war in Thränen gebadet, und er trug seinen armen Tristan, welcher kein Lebenszeichen von sich gab und aus einer tiefen Wunde blutete, auf den Armen. Der Mörder hatte in dem Augenblicke, wo er nahe daran war, von der Dogge erfaßt zu werden, Feuer auf ihn gegeben

und hatte sich schnell davongemacht. Der Lieutenant der Gensdarmerie, von dem Reisenden in Kenntniß gesetzt, daß der Mörder die Richtung nach Paris genommen habe, gab seinen Leuten den Befehl, aufzusitzen und die Verfolgung sogleich zu beginnen. Während dessen schritten der Polizeicommissar und der Friedensrichter im Beisein des Maires und des Adjunkten im Gasthofe zu Untersuchungen, deren Resultate von Wichtigkeit waren. In dem Zimmer Nr. 8 fand man die Reisetasche des falschen Engländers, in welcher unter Anderm auch der Paß auf den Namen Tom Brown war. Dieser Paß bezeichnete Paris und London als Wohnsitze des Inhabers.

„O, die Polizei wird den Mörder leicht wiederfinden," sagte der Commissar, „ein Engländer kann sich in Frankreich nicht lange verstecken."

„Um so mehr," fügte der Wirth hinzu, „als der Verbrecher ein ziemliches Kauderwälsch spricht; er kennt kaum vier französische Wörter."

„Dieser Paß ist falsch, und der Elende ist kein Engländer," unterbrach der Reisende, der so eben die Wunden seines Hundes verbunden hatte, „ich habe ihn unsere Sprache mit der größten Geläufigkeit sprechen hören."

Auf Verlangen des Commissars erzählte der Mann mit den Wachsfiguren, was er gehört hatte. Jetzt begann man die Untersuchungen in Nr. 9. Das Bett, auf welchem die Leiche Laridons lag, befand sich in der größten Unordnung. Man vermuthete, daß der Mörder in demselben nach dem Gelde des Ermordeten gesucht hatte. Plötzlich stieß der Friedensrichter einen Ausruf der Ueberraschung aus. Er hatte in dem

Kamin einen kleinen, aber sehr schweren Kasten gefunden. Es war der, welcher den Schatz Rodilles enthielt. Der Elende hatte ihn nicht gefunden.

Der übrige Theil der Nacht verging unter der Aufnahme des Protokolls über die stattgefundenen schrecklichen Ereignisse. Der Reisende hatte die Freude, nach einigen Stunden wahrzunehmen, daß für sein treues, muthiges Thier noch Hoffnung sei.

Gegen zehn Uhr Morgens kehrten die Gensdarmen zurück. Alle ihre Nachforschungen waren vergeblich gewesen. Am Mittag langten der Prokurator des Königs und ein Richter aus Havre an, um den geheimnißvollen Thatbestand eines Mordes aufzunehmen, der von einem Unbekannten an einem Unbekannten verübt war, unter Umständen, welche zeigten, daß das Opfer nicht besser, als der Mörder sei. Der Richter prüfte die Papiere Laridons und Rodilles.

„Sicherlich," sagte er, „sind die beiden Pässe falsch, und wir können nichts daraus schließen. Es würde der Justiz sehr damit gedient sein, wenn sie die Identität des Todten feststellen könnte, um zu dem Mörder zu gelangen. Aber wie fangen wir das an? Der Leichnam wird nach wenigen Tagen unkenntlich sein. Wären Sie nicht der Meinung, Herr Prokurator, daß es gut wäre, wenn ein geschickter Zeichner uns die Züge des Unglücklichen da zu Papier brächte?"

Der Prokurator wollte ihm antworten; aber der Reisende ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Herr Prokurator," sagte er, „ich erbiete mich, Ihnen, wenn auch nicht ein Kunstwerk, so doch we-

nigstens ein Bild von der größten Aehnlichkeit zu liefern."

„Gut, mein Herr, ich nehme Ihr Anerbieten an. Haben Sie Papier, Kreide, Farben und was sonst nöthig ist, hier?"

„Ich bedarf nur etwas Wachs, und dies habe ich stets bei mir."

Der Reisende holte aus Nr. 10 seinen Quersack, aus welchem er mehrere kleine Päckchen farbigen Wachses nahm, und bat nur um die Entfernung der Neugierigen. Ein Gensdarm mußte auf des Prokurators Befehl die Thür hüten, und der Reisende setzte sich an das Lager des Todten und begann seine Arbeit.

Nach zwei Stunden hatte er ein Gesicht von der Höhe von einigen Zollen vollendet, welches mit dem des Leichnams die täuschendste Aehnlichkeit hatte und den Prokurator des Königs in das größte Erstaunen setzte.

Begeben wir uns jedoch jetzt zu Rodille zurück. Er hatte die Sturmglocke vernommen und begann, an dem Erfolg seiner Flucht zu zweifeln. Plötzlich hörte er das Wiehern eines Pferdes hinter einer Hecke.

„Ha," sagte er, „das schickt mir der Teufel! O, ich bin noch nicht gefangen!"

Er eilte zu der Stelle, woher das Wiehern kam und fand hier ein junges, kräftiges Pferd, welches vermittelst eines Strickes an einen Pfahl gebunden war. Er machte sich aus dem Stricke schnell einen Zaum, schwang sich auf und sprengte davon, indem er sich seines Messers als Reitgerte bediente. In

noch nicht zwei Stunden hatte er gegen fünf Meilen hinter sich; aber das Pferd stürzte nieder, um sich nicht wieder zu erheben.

Der Flüchtling hielt jedoch nicht inne. Bei Tagesanbruch entledigte er sich seiner Perrücke und seines englischen Backenbartes und bemächtigte sich eines Kittels und einer Mütze, welche auf einem Zaune hingen, um getrocknet zu werden. In dieser Verkleidung gelangte er nach Rouen. Hier vertauschte er seine Bauernkleidung mit der eines Elegants, und, die Lorgnette im Auge, bestieg er die Diligence, die nach Paris fuhr. Nach wenigen Stunden langte er in der Museumstraße an und nahm wieder Besitz von den Zimmern, in denen der unglückliche Laridon nicht wieder erscheinen sollte.

XXXIII.

Neue Pläne.

Während seiner Fahrt nach Paris hatte Rodille Zeit gehabt, über seine Lage nachzudenken. Besonders erinnerte er sich jenes dumpfen Schreis im Zimmer Nr. 10, als Laridon ihm eben seinen Doppelmord in der Straße Pas de la Müle vorgeworfen hatte. Er sagte sich, daß der Bewohner des Nachbarzimmers Alles gehört hatte, und daß dieser kein Anderer, als Vaubaron, sein könne. Es wurde ihm zur Gewißheit, daß Vaubaron keinen Augenblick zögern, sondern nach Paris kommen würde, um die Somnambule, in deren Orakel er unbedingtes Vertrauen zu setzen schien, um

Rath zu fragen. Dabei konnte ein Zusammentreffen Rodilles und Baubarons stattfinden. Dies mußte unter allen Umständen verhindert werden. Um diesen Zweck zu erreichen, war es das Beste, den Magnetiseur und die Somnambule auf einige Zeit verschwinden zu lassen.

Er eilte zu Fritz Horner, erzählte ihm das Mißlingen seines Unternehmens und theilte ihm mit, daß ihre beiderseitige Sicherheit ein unverzügliches Verschwinden des Doktors und der Somnambule nöthig mache. Horner widerstand lange; Rodille setzte ihn jedoch durch verschiedene Gründe so in Schrecken, daß er zuletzt nachgab.

Nach diesem ersten Siege eilte nun Rodille sogleich, um in irgend einem entlegenen Stadtviertel ein geeignetes, sicheres Versteck zu finden. Bald hatte er, was er suchte. Er entdeckte in der Straße Amandiers in einem großen, völlig unbebauten Garten ein baufälliges, aber noch bewohnbares Gartenhaus. Dieses wurde gemiethet, und schon am folgenden Tage waren Horner und Blanka in demselben nothwendig eingerichtet. An die Thür des Hauses in dem Boulevard dü Temple schlug Rodille einen Zettel an, des Inhalts, daß der Doktor Fritz Horner auf einige Zeit in's Ausland gereist sei, und in den Zeitungen seine Rückkehr bekannt machen werde.

Völlig beruhigt durch seine weisen Vorsichtsmaßregeln begab sich jetzt Rodille wieder an die lange vernachlässigten Angelegenheiten seines Geschäftsbureaus. Er durchlief alle während seiner Abwesenheit eingegangenen Briefe. Aber keiner bezog sich auf sein vor einiger Zeit in die Zeitungen gesetztes Inserat.

„Ha! Keine Aussicht!“ murmelte der Verbrecher mit einem Fluche; „und doch kämen mir die vier Millionen von der Erbschaft des Barons von Vivi-ville, oder wenigstens die Hälfte, gerade recht, um mich über den eben erlittenen Schaden zu trösten!“

Mit diesem Gedanken beschäftigt, durchstöberte Rodille noch einmal alle Dokumente, die sich auf Erbschaftsangelegenheit bezogen. Aus einem derselben ging hervor, daß eine entfernte Cousine des Besnard aus der Franche-Comté mit einem Mann, Namens Mercier verheirathet war, daß sie aber ziemlich zugleich mit ihrem Manne vor ungefähr zwei und zwanzig Jahren gestorben sei und einen Sohn hinterlassen habe, von dem jedoch Niemand wieder etwas gehört habe.

„Mercier? Mercier?“ sagte Rodille. „O hunderttausend Franzosen tragen den Namen! Wie nun aus diesem Ameisenhaufen den richtigen herausfinden? Ich stoße ja bei jedem Schritt auf einen Mercier! Es ist sogar einer in meinem Bureau! Was ist da zu thun?“

Rodille saß einige Augenblicke in tiefem Nachdenken da. Plötzlich nahm er ein Blatt Papier und schrieb folgende Zeilen:

„Alle diejenigen, welche Ausweis geben können über das Vorhandensein eines jungen Mannes, Namens Mercier, in einem Alter von ungefähr drei und zwanzig Jahren, gebürtig aus der Franche-Comté, Sohn des Ludwig Anton Mercier und der Desirée Clement, werden dringend gebeten, ihre Mittheilungen an den Dirigenten des Geschäftsbureaus, Museumstraße Nr. 1 in Paris zu richten. Es handelt sich um eine wichtige Mittheilung.“

Er zog die Glocke, und Paul Mercier trat ein, welchem er das Blatt übergab mit dem Befehl, vier Abschriften davon zu machen und diese nach den Bureaux der schon früher genannten Zeitungen zu tragen. Paul ging, kehrte jedoch schon nach einer Minute zurück.

„Was giebts?“ fragte Rodille, „und warum schreiben Sie das nicht ab?“

„Mein Gott,“ sagte Paul schüchtern, „Sie können doch nicht die ernstliche Absicht haben, diese Zeilen in die Zeitungen setzen zu lassen; Sie wollen sich nur auf meine Kosten etwas belustigen.“

„Mich auf Ihre Kosten belustigen? Und weshalb sollte ich das nicht in die Zeitungen setzen lassen?“

„Aus einem Hauptgrunde.“

„Welcher ist das?“

„Daß der junge Mann, über den Sie Ausweis haben wollen, vor Ihnen steht.“

XXXIV.

Eine unerwartete Entdeckung.

Obgleich anfangs über die Antwort Pauls bestürzt, gewann Rodille doch bald seine Geistesgegenwart wieder. Er fragte Paul, ob er im Ernst rede. Dieser bejahte die Frage und erbot sich, augenblicklich die Papiere aus seiner Dachstube zu holen, um seine Aussage zu bekräftigen. Rodille forderte ihn auf, es zu thun, und Paul holte mehrere mit Stempeln und

Siegeln versehene Papiere, aus denen der Gauner erkennen konnte, daß der junge Mann es sei, den er suchte, und die ungeheure Erbschaft des Barons von Viriville oder Andreas Besnard beanspruchen konnte, wenn der Bruder dieses Besnard kinderlos gestorben wäre.

„Nun, mein Herr, sind Sie überzeugt?" fragte Paul; „bin ich Der, für den ich mich ausgebe?"

„Es unterliegt gar keinem Zweifel."

Paul stellte jetzt die Bitte an Rodille, ihm die Mittheilung zu machen, um die es sich handele. Rodille erwiderte ihm, daß er dies in zwei Tagen thun werde, da ihn wichtige Gründe abhielten, dies sogleich zu thun. Paul mußte sich darein ergeben. Rodille hatte jedoch natürlich bei diesem Zögern nur den Zweck, sich Zeit zur Ueberlegung seines Planes zu lassen.

Zwei Tage darauf ließ er Paul zu sich kommen.

„Setzen Sie sich, mein Sohn," sagte er zu Paul, „ich will heute Ihre ganz gerechte Neugier befriedigen."

Der junge Mann nahm dem Elenden gegenüber, der in diesem Augenblick die Freundlichkeit selbst war, Platz.

„Sie haben Vertrauen zu mir, nicht wahr, lieber Paul?" versetzte Rodille.

„Das größte Vertrauen, mein Herr; denn Sie waren stets gütig gegen mich, und ich weiß, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind."

Es entspann sich jetzt ein Gespräch zwischen Beiden, in welchem Rodille dem jungen Manne zunächst große Lobeserhebungen machte wegen seines Fleißes, dann aber auf die Traurigkeit hindeutete, welche einen

Hauptzug in Pauls äußerer Erscheinung ausmachte, und Paul erzählte ihm offen und ehrlich, wie elend seine Lage von der Wiege an gewesen, und wie er noch jetzt mit der Noth zu kämpfen habe, dem größten Hinderniß, um sich durch Aneignung eines höheren Wissens eine erträglichere Stellung im Leben zu sichern.

„Wie schwarz Sie die Zukunft sehen!" sagte Rodille; „haben Sie denn keine Erbschaft zu erwarten."

„Eine Erbschaft? O mein Gott! Ich bin eine Waise. Ich bin ohne Familie. Ich kenne weder nahe, noch entfernte Verwandte, und habe daher nichts zu erwarten."

XXXV.

Ein Vertrag.

Rodille drückte Paul seine innige Theilnahme für seine traurige Lage aus, und wie er sich freuen würde, ihn endlich glücklich zu sehen. Darauf fragte er ihn, wie hoch er sich die Summe denke, die ihm das Leben zu einem angenehmen machen würde. Die bescheidene Antwort Pauls war die, daß eine jährliche Einnahme von zweitausend vierhundert Franken ihn zum Millionär machen würde.

„Und wenn Sie nun plötzlich," versetzte Rodille, „in den Besitz einer Jahreseinnahme von fünftausend Franken kämen, die Ihnen ein Kapital von hunderttausend Franken brächte?"

„Großer Gott! Fünftausend Franken Einnahme! Das wäre ja eine Goldgrube Perus!"

„Was würden Sie dem antworten, der Ihnen diese Summe von hunderttausend Franken anböte als Entschädigung für eine völlige Verzichtleistung auf zweifelhafte Rechtsansprüche?“

„O, ich würde antworten, daß ich es mit Vergnügen annehme; ich würde dem Manne, der mir solche Wohlthat erwiese, ewig dankbar sein. Aber zum Unglück denkt Niemand daran, mir hunderttausend Franken anzubieten.“

„Darin irren Sie sich.“

„Wer sollte sie mir denn anbieten?

„Ich, liebes Kind, ich selbst.“

„Aber das ist ja ein Traum.“

„Nicht im Geringsten. Es ist die reine Wirklichkeit. Ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihnen hunderttausend Franken als Entschädigung für die Verzichtleistung auf Rechte in einer sehr dunklen und verwirrten Sache anbiete. Nichts ist ehrlicher, als der Vertrag, um den es sich handelt; und da ich nicht will, daß Sie meine Redlichkeit in Verdacht ziehen, so hören Sie kurz die Angelegenheit: Es handelt sich um eine Erbschaft von zweihundert fünfzigtausend Franken, welche Ihnen gesetzlich gehören muß. Andere Erben sind aber seit langer Zeit im Besitz derselben. Man muß also schnellstens einen langen Prozeß beginnen, dessen Kosten ungeheuer sein werden, und dessen Ausgang ungewiß ist. Indem ich Ihnen hunderttausend Franken zahle, setzen Sie mich in Ihre Rechte ein. Ich gestehe, daß ich dabei viel riskire. Ich gebe fünfundzwanzig tausend Franken an Kosten aus. Verliere ich, so bin ich zu Grunde gerichtet. Gewinne ich, so habe ich einen Ueberschuß von hundert=

zwanzig tausend Franken, jedenfalls eine hübsche Summe. Wenn Ihnen jedoch mein Vorschlag nicht gefällt, so bleiben die Sachen, wie sie stehen. Keinen Prozeß! Und die Erben reiben sich die Hände. Ist Ihnen das klar?"

„Vollkommen."

„Nun, dann haben Sie sich nur zu entscheiden. Schlagen Sie aus, oder nehmen Sie an?"

„O, Herr Rodille, halten Sie mich für einen Thoren? Ich nehme es mit Freuden an."

„Gut; dann können wir die Sache sogleich beendigen. Der Vertrag ist aufgesetzt; dort liegt er auf dem Tische in zwei Exemplaren. Unterschreiben Sie."

„Aber bevor ich das thue, möchte ich gern wissen —"

„O, liebes Kind," unterbrach ihn Rodille trocken, „Sie können nichts davon erfahren! Es ist unter uns eine Sache des Vertrauens. Ich zeigte Ihnen, wie die Dinge stehen, und daß ich dabei viel wage. Sie sind der Einzige, der mit Sicherheit dabei gewinnt. Sie haben nur die Hand auszustrecken. Sollten Sie aber in Ihrer gegenwärtigen elenden Lage weiter leben wollen, gut! Um so schlimmer für Sie! Also unterschreiben Sie; sonst gebe ich die ganze Sache auf und nehme meine Versprechen zurück."

Paul Mercier fühlte schon eine innere Angst bei dem bloßen Gedanken, daß Rodille sich eines Andern besinnen könnte. Er ergriff die Feder, fragte jedoch erst:

„Und die hunderttausend Franken?

„Sie werden sie erhalten, sobald ich unsern Vertrag gerichtlich habe eintragen lassen."

Hunderttausend Franken! Paul dachte an Blanka und unterschrieb mit fieberhaft bewegter Hand.

„Bravo, mein Kind," sagte der gewandte Schurke mit heimlicher Freude, „Sie sind jetzt reich?"

„Das heißt, ich werde es bald sein."

„Sie sind es schon. Da jedoch das Eintragen vor Gericht eine Verzögerung von einigen Tagen bringen kann, und Ihre Entbehrnngen nur zu lange gedauert haben, so nehmen Sie diese hundert Louisd'or. Es ist eine unbedeutende Abschlagszahlung auf die große Summe, die ich Ihnen zuzustellen haben werde."

Bei diesen Worten zog Rodille zwei Rollen Goldes aus der Tasche und übergab sie Paul.

„Doch nun noch eine andere Frage," fuhr er fort, „Sie werden jetzt, vom Glücke so begünstigt, natürlich nicht mehr in Ihrer Stellung bei mir bleiben wollen. Darf ich aber wenigstens hoffen, daß Sie mir Ihre mir so kostbare Thätigkeit noch auf einige Wochen gewähren werden."

Paul sah, daß er, von Rodille getrennt, nicht Gelegenheit haben werde, sich Blanka zu nähern, und erwiderte daher:

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, so lange meine Thätigkeit Ihnen nützlich sein kann."

Als Paul das Zimmer Rodilles verließ, war er trunken vor Freude. Zum ersten Male sah er seine Zukunft in freundlicheren Farben. Er gelobte sich jetzt, Blanka seine Liebe zu gestehen.

Paul wußte von dem Umzug Fritz Horners nichts. Einige Stunden nach jenem Gespräch mit Rodille be-

gab er sich nach dem Boulevard dü Temple, nicht, um in den Garten zu treten, denn er hatte keine Bestellung an den Magnetiseur, sondern, weil er das Bedürfniß fühlte, sich dem Orte zu nähern, wo seine heißgeliebte Blanka athmete.

XXXVI.

Das Gartenhaus in der Amandiersstraße.

Paul kam zu der ihm so wohl bekannten kleinen Thür. Wer beschreibt jedoch sein Entsetzen, als er die an dieselbe geheftete Bekanntmachung las. Die Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Blanka war verschwunden! Blanka hatte Paris, hatte Frankreich verlassen! In diesem Zustande eilte er nach Hause und wälzte sich, von den furchtbarsten Qualen gefoltert, die Nacht hindurch auf seinem Lager.

Als er am andern Morgen in das Geschäftszimmer hinuntergegangen war, rief ihn Rodille in sein Kabinet.

„Ich habe Ihnen einen wichtigen Auftrag zu ertheilen,“ sagte Rodille zu ihm. „Der Doktor Horner hat aus politischen Gründen sich genöthigt gesehen; seinen Namen und seine Wohnung zu verändern. Nur ich allein kenne seinen jetzigen Aufenthalt; und da ich Sie für verschwiegen halte, übergebe ich Ihnen hier einen Brief an den Doktor.“

Paul betrachtete die Adresse und sah, daß der Doktor sich jetzt Herr Michel Leroux nannte.

„Wo werde ich ihn finden?“

„Sie werden nach der Amandiersstraße Nr. 13 gehen. Hier befindet sich eine Gartenmauer und in derselben eine kleine Thür. Diese wird Ihnen von einer Magd geöffnet werden. Sie fragen nach Herrn Leroux und übergeben ihm diesen Brief.“

Paul flog nach der bezeichneten Straße mehr, als er ging. Der Doktor las hastig den Brief, und während er eine Antwort schrieb, hatte Paul sich an das Fenster gestellt, von wo er den ganzen Garten übersehen konnte. Und o Glück! Im Hintergrunde desselben hatte er seine Blanka erblickt. Sie weinte. Er gelobte sich, den Grund dieser Thränen zu erfahren. Als der Doktor seinen Brief beendigt und Paul übergeben hatte, verließ dieser das Zimmer und eilte auf einem Umwege, um von dem Doktor nicht bemerkt zu werden, nach der lichten Stelle, wo er Blanka gesehen hatte. Kaum hatte diese ihn erblickt, als sie lächelnd ihm die Hand reichte und mit bewegter Stimme sagte:

„Ach, lieber Freund, ich bin so glücklich, Sie zu sehen; ich befürchtete, daß ich auf immer von Ihnen getrennt sein würde.“

Paul ergriff die ihm dargebotene Hand und drückte sie innig; aber eine schmerzliche Angst erfüllte sein Herz; er hatte sich nicht geirrt. Blanka hatte so eben sehr geweint.

XXXVII.

Liebe.

Paul erzählte Blanka, daß auch er befürchtet habe, auf immer von ihr getrennt zu sein, und wie er ebenfalls sich so glücklich fühle, sie wiedergefunden zu haben. Er fragte sie darauf, ob sie am Abend das Haus verlassen und in den Garten kommen könne, da sie jetzt vielleicht von dem Doktor bemerkt werden könnten. Blanka versprach ihm, am Abend im Garten zu sein. Nachdem Paul die Hand des jungen Mädchens noch einmal gedrückt hatte, nahm er seinen Weg nach der Museumstraße und überbrachte Rodille den Brief Horners.

Der Abend kam, und Paul machte sich nach der Amandiersstraße auf. Er gelangte zu der Gartenmauer. Es war acht Uhr. Erst um neun Uhr sollte ihn Blanka erwarten. Dies hielt ihn jedoch nicht auf, sondern mit einem beherzten Sprunge setzte er über die Mauer und befand sich in dem Garten.

Der Garten war öde. Eine tiefe Stille herrschte. Der junge Mann wendete sich vorsichtig nach der lichten Stelle und setzte sich auf die alte Bank, wo Blanka einige Stunden vorher gesessen hatte. Eine Uhr schlug neun, und fast zu gleicher Zeit ließ sich das Geräusch eines leichten Trittes vernehmen. Es war Blanka. Die jungen Leute saßen bald neben einander auf der Bank. Nach einem langen Stillschweigen nahm Blanka zuerst das Wort:

„Sie sagten mir heute Morgen, Freund, daß Sie mir wichtige Nachrichten mitzutheilen hätten.“

„Ja, liebe Blanka, und sehr glückliche. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen sagte, daß ich zu Ihnen die Neigung eines Bruders fühlte?"

„Ja! Wie sollte ich das vergessen, was meine einzige Freude auf dieser Welt ist?"

„Nun wohl, Blanka, wenn ich so sagte, so log ich."

„Wie?" stammelte Blanka erschreckt, „Sie lieben mich nicht?"

„Nein, Blanka, ich liebe Sie nicht wie ein Bruder! Nein!"

„Wie lieben Sie mich denn?"

„Wie man die liebt, welcher man sein ganzes Herz und seine ganze Seele schenkt, mit der man Freuden und Schmerzen, Lachen und Thränen theilen will! Nicht ein Bruder spricht zu Ihnen — sondern ein Liebender! Blanka, wollen Sie mein Weib sein?"

„Ihr Weib! Ist das möglich, Paul?"

„Ja, wenn Sie es wollen!"

„O, von mir wird kein Hinderniß kommen."

„Von wem denn?

„Von dem Doktor."

„Der Doktor ist weder Ihr Vater, noch Ihr Vormund. Sie sind Herrin über Ihr Herz und Ihre Hand. Blanka, ich frage Sie auf meinen Knieen, wollen Sie mir dieses Herz, diese Hand geben?"

„Das Herz gehörte Ihnen schon," stammelte das junge Mädchen mit holdem Zauber, „o ich weiß, daß ich Sie liebe, wie man nur lieben kann."

„Und Ihre Hand?"

„Ist sie nicht in der Ihrigen?"

„Blanka, theure Blanka, o, wie ich Sie liebe! —

Ja, Sie sollen ein glückliches Weib sein, ich schwöre es Ihnen vor Gott!"

„Ich glaube Ihnen, Paul; aber warum sagten Sie mir das nicht schon früher?"

„Ich hatte kein Recht dazu; ich war arm."

„Nun, was schadete das? Ist denn die Armuth ein Hinderniß der Liebe?"

„Nein, gewiß nicht! Jedoch man kann wohl das Elend allein tragen; aber es ist schändlich, wenn man es ein angebetetes Weib mittragen läßt. Sie sehen, liebe Blanka, ich konnte Sie wohl lieben, aber ich durfte es Ihnen nicht sagen."

„Und heute?"

„O, heute hat sich Alles geändert — ich bin reich, oder habe vielmehr die Gewißheit, es in einigen Tagen zu sein."

Und er erzählte unter stets wachsender Theilnahme Blankas, was vorgefallen war. Darauf fügte er hinzu:

„Aber nun lassen Sie uns von Ihnen sprechen, theure Blanka. Erlauben Sie mir eine Frage. Weshalb weinten Sie heut Morgen so sehr?"

„Ich besitze eine alte Bibel, die meinem Vater gehörte, und die ich auf eine fast wunderbare Weise wiedererlangt hatte. Sie allein sagte mir, daß ich auch eine Familie hatte, und richtete mich in meinem Unglück auf. Lange hatte ich sie glücklich allen Blicken entzogen; aber als ich mich heute Morgen mit dem theuren Buche hierher begeben will, begegnet mir Herr Horner. Er sieht das Buch, entreißt es mir und, als er es aufgeschlagen hatte, ruft er wüthend und höhnisch aus: „Eine Bibel! Ein solches Buch in meinem

Hause! Ha! Bei allen Teufeln der Hölle, das ist zu unverschämt!" Mit diesen Worten schleuderte er es zur Erde und wollte es mit Füßen treten. Allein ich ergriff es wieder und entfloh in den Garten, indem ich es an meine Brust drückte. Deshalb hatte ich so viel geweint."

„Ha!" sagte Paul leise, „dieser Doktor ist ein abscheulicher Mann! Aber wo haben Sie das kostbare Buch gelassen?"

„Ich habe es hier in der Nähe in einem hohlen Baume versteckt."

„Aber was wird aus der Bibel, wenn die starken Regengüsse kommen?"

„Ach! Ich habe auch schon daran gedacht."

„Ich weiß ein sicheres Obdach für das liebe Buch."

„O, schnell, sagen Sie es mir."

„Vertrauen Sie mir das Buch an. Wollen Sie das?"

„O, von Herzen gern! Da ich Ihr Weib werde, so muß ja unter uns Alles gemeinsam sein."

Blanka eilte fort und brachte nach wenigen Augenblicken die alte Bibel, welche sie Paul übergab, indem sie ehrerbietig ihre Lippen auf dieselbe drückte.

„Ja," sagte Paul, „ich schwöre Ihnen, daß ich dies Buch so lieben werde, wie Sie selbst. Sie werden übrigens nicht lange von ihm getrennt sein; denn Sie können in diesem Hause nicht bleiben."

„Wer wird mich aus demselben herausführen?"

„Ich."

„Wohin wollen Sie mich bringen?"

„An einen Ort, wo Sie ruhig den Tag unserer Hochzeit erwarten werden."

„Ich vertraue Ihnen, Paul; ich werde mich ganz

Ihrer Leitung hingeben; aber ich sehe mehr, als ein Hinderniß. Der Doktor wird sich meinem Weggange entschieden widersetzen."

„Wir werden uns hüten, ihn um seine Einwilligung zu bitten; wir werden zusammen eines Abends aufbrechen, und am Morgen wird der Doktor das Nest leer finden."

„Sie kennen Fritz Horner nicht; er giebt nicht nach; sondern wird mich überall suchen lassen."

„O, was das betrifft, so trotze ich ihm. Da er selbst gezwungen ist, sich zu verbergen, wird er uns nicht beunruhigen können."

„Wenn dem so ist, so lassen Sie uns eilen. Wann werden wir aufbrechen?"

„Sobald ich im Besitz des Vermögens bin, welches der Himmel uns Beiden sendet."

„Müssen Sie lange darauf warten?"

„Nein; in zwei bis drei Tagen werde ich die hunderttausend Franken von Herrn Rodille bekommen."

„Ha! Herr Rodille giebt Ihnen den Reichthum?"

„Er selbst."

„Sind Sie auch sicher, daß dieser Mann Sie nicht täuscht?"

„O, vollkommen; er ist rechtschaffen, und bei dieser Angelegenheit sind seine Vortheile mehr, als die meinigen, im Spiel."

„Herr Rodille ist ein Freund des Doktors; mißtrauen Sie ihm. Paul, lieber Paul, seien Sie vorsichtig! Bedenken Sie, daß unsere Zukunft davon abhängt."

Die jungen Leute trennten sich nach einer Stunde, mit der Verabredung, sich nach zwei Tagen Abends

hier wieder zu treffen. Paul eilte mit der Bibel der Baubarons in sein Dachstübchen und betrachtete sie mit liebender Achtung. Er öffnete sie, und sein Auge heftete sich auf das erste weiße Blatt, auf dem die Familiennachrichten der Baubarons verzeichnet waren. Die letzte Angabe war die über die Geburt Blankas, und so hatte Paul zu seiner Freude das gefunden, was ihm zu seiner Verheirathung mit dem jungen Mädchen zunächst unerläßlich nothwendig war.

XXXVIII.

Ein Diebstahl.

Unter den in der Bibel verzeichneten Namen fiel Paul besonders einer auf, der Name der unglücklichen jungen Frau, die Martha Besnard hieß. Paul erinnerte sich, daß jene in die vier Zeitungen gesetzten Zeilen eine Aufforderung an die unbekannten Verwandten des Andreas Besnard enthielten. Sollte Blanka zur Familie dieses Andreas gehören? Sollte ihr vielleicht, so wie ihm, eine unerwartete Erbschaft vom Himmel fallen? Paul beschloß, Rodille die Sache vorzustellen. Mit diesem Gedanken beschäftigt, trat er am Morgen in das Bureau. Rodille war in Geschäften abwesend. Er kehrte erst spät Nachmittags zurück.

„Mein Herr," sagte Paul zu ihm, „Würden Sie mir gütigst einen Augenblick Gehör schenken?"

„Sehr gern," versetzte Rodille. „Um was handelt es sich?"

„Sie suchen schon lange vergeblich die Verwandten des Andreas Besnard.“

„Freilich; sollten Sie zufällig von denselben erfahren haben?“

„Ja, ich habe einen Besnard gefunden.“

„Wie kommt es, daß dieser Besnard auf unsere öffentliche Bekanntmachung nicht geantwortet hat.“

„O, die Person, um die es sich handelt, ist ein junges Mädchen, eine Waise, die von der Bekanntmachung nichts erfahren hat.“

„Und dieses Mädchen heißt Besnard?“

„Nein; aber ihre Mutter hieß so.“

„Und wie hieß der Vater?“

„Vaubaron.“

Rodille wäre fast umgesunken, als er diesen Namen hörte; aber er gewann schnell seine Geistesgegenwart wieder und fragte:

„Sind Papiere vorhanden, welche beweisen, daß dieses junge Mädchen, welches Sie Vaubaron nennen, die Tochter jener Beiden ist?“

„Ja, mein Herr.“

„Und besitzen Sie dies Zeugniß?“

„Ja, mein Herr.“

„Was für eins ist es?“

„Eine auf die erste Seite einer Familienbibel geschriebene Bemerkung.“

„Wie kommt diese Bibel in Ihre Hände?“

„Das junge Mädchen gab sie mir selbst.“

„Was haben Sie damit gemacht?“

„Ich habe sie oben in meinem Zimmer. Soll ich sie holen?“

„Nein, jetzt nicht. Ich habe eine sehr dringende

Arbeit für Sie, und ich muß einen sehr wichtigen Brief schreiben. Allein Sie werden heut bei mir essen. Dann können Sie das alte Buch holen, und wir wollen zusammen mit Muße Alles prüfen."

Rodille gab Paul einen umfangreichen Stoß Papiere, und Paul machte sich sogleich an die Arbeit. Nach zwei Stunden brachten zwei Küchenjungen einige Körbe voll der köstlichsten Speisen, welche Rodille bei einem der ersten Restaurateure des Palais-Royal bestellt hatte. Auch ein halbes Dutzend Flaschen alten Weines fehlte nicht. Die andern jungen Leute hatten das Bureau schon verlassen. Das Mahl wurde in dem Geschäftszimmer selbst aufgetragen, und Rodille lud Paul ein, zu Tische zu kommen.

„Aber ich habe meine Arbeit noch nicht beendigt."

„Ei, Sie können sie morgen beendigen; eine gute Mahlzeit darf nicht auf uns warten."

Die Beiden setzten sich an den mit den ausgezeichnetsten Speisen bedeckten Tisch. Obgleich Paul von Natur und durch seine Verhältnisse an Mäßigkeit gewöhnt war, so kam er doch bald, indem Rodille ihm beständig zutrank, in jenen Zustand des Rausches, wo der Mund kein Geheimniß mehr verschweigt, und Rodille wußte bald Pauls Verhältniß zu Blanka. Endlich war Paul, von der Fülle des ihm ungewohnten Weines übermannt, in einen tiefen Schlaf gesunken.

„Bravo!" sagte Rodille bei sich, „und nun an's Werk!"

Er nahm eine kleine Blendlaterne und eilte zu dem Dachstübchen Pauls hinauf. Bald hatte er in dem ärmlichen Zimmer gefunden, was er suchte, einen Koffer, in welchem Paul seine wenigen Habseligkeiten

aufbewahrte. Er erbrach denselben und durchwühlte ihn. Da bemerkte er zu seiner Freude die Bibel. Er nahm sie zu sich, sowie die hundert Louisd'or, welche er Paul gegeben hatte, und auch alle Wäsche und die besten Kleidungsstücke, damit es den Anschein hätte, als sei Paul von einem Diebe von Profession bestohlen worden. Hierauf ging er, indem er den Koffer und die Thür offen ließ, wieder in sein Zimmer hinunter, wo Paul noch in unveränderter Stellung saß und schlief. Rodille setzte sich wieder seinem Gaste gegenüber und überließ sich ebenfalls gewissenhaft dem Schlafe. Der Morgen begann zu dämmern, als Paul zuerst erwachte. Der erste Gedanke, der ihn erfüllte, war der des Unmuths über die begangene Unmäßigkeit. Er wollte ein Glas Wasser trinken; aber seine zitternde Hand ließ die Karaffe fallen, so daß Rodille erwachte. Dieser sprang auf; als er jedoch Pauls bestürztes Gesicht bemerkte, fing er an zu lachen und sagte:

„Ha, mein junger Freund; es scheint, wir haben uns etwas schlecht aufgeführt! Wir können nicht einmal fünf Flaschen leeren und schlafen bei Tische ein.“

„Mangel an Gewohnheit,“ murmelte Paul.

„O suchen Sie uns nicht zu entschuldigen, liebes Kind. Was geschehen ist, gereicht nur zu unserm Lobe; wir verstehen Beide nicht zu trinken, weil wir alle Beide nüchterne Leute sind, und die Nüchternheit ist eine der schönsten Tugenden des Menschen. Jedoch, wenn ich mich recht erinnere, so sollten wir uns gestern Abend mit ernsten Dingen beschäftigen. Daß wir es nicht thaten, war unrecht. Sind Sie im Stande, dies jetzt wieder gut zu machen?“

„Ja, gewiß, mein Herr," erwiderte Paul, dem bei dem Gedanken an Blanka seine ganze Geistesklarheit wiederkehrte.

„Nun, so holen Sie aus Ihrem Zimmer das Buch, von dem Sie sprachen."

Paul eilte nach seinem Dachstübchen. Aber als er in seiner Tasche den Schlüssel zu demselben suchte, bemerkte er zu seinem größten Schreck, daß die Thür offen stand.

„Mein Gott!" sagte er, „was ist das?"

Er stürzte hinein und fand, daß er bestohlen war. Auch das theure Buch fehlte. Er rang vor Schmerz seine Hände und kehrte athemlos und halb ohnmächtig zu Robille zurück.

„Man hat mich bestohlen!" rief er aus; „o mein Gott, man hat mir Alles genommen!"

Robille spielte den Erstaunten und fragte:

„Was hat man Ihnen denn genommen?"

„O, Alles, was ich Theures besaß."

„Ihr Geld? Ihre Kleider?"

„Mehr als das, man hat mir auch Blankas Bibel genommen!"

Und Paul bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen und sank weinend auf einen Stuhl. Robille suchte ihn durch eine Menge von außerordentlich geschickt gewählten Gründen zu trösten. Aber sie vermochten bei Paul nichts. Da änderte Robille seine Taktik.

„Liebes Kind," sagte er, „es ist noch nicht alle Hoffnung verloren."

Paul blickte auf, seine in Thränen gebadeten Augen leuchteten.

„Glauben Sie denn," rief er aus, „daß ich wiederfinden werde, was man mir genommen hat?"

Rodille erklärte ihm, daß dies in Bezug auf das gestohlene Geld und die Kleidungsstücke unwahrscheinlich sei; etwas ganz Anderes aber sei es mit der Bibel, die man leichter wiedererkennen und jedenfalls in einigen Tagen bei einem Antiquar oder Trödler wiederfinden würde.

„Sie haben Recht! O Sie geben mir das Leben wieder!" rief der junge Mann aus; „ich werde laufen und alle Bücher- und Trödlerläden durchforschen."

„Das ist nicht nöthig; überlassen Sie mir das!"

„Aber sagen Sie mir wenigstens —"

„Wie ich das anfangen werde? Ich kenne auf der Polizeipräfektur einen hochgestellten Mann; wir sind genau befreundet; er wird mir nichts abschlagen. Zu diesem werde ich noch diesen Morgen gehen und ihm den Vorfall mittheilen. Er wird den Befehl ertheilen, Nachforschungen anzustellen, und ist das Buch noch in Paris, so wird man es in drei Tagen wiedergefunden haben."

XXXIX.

Acht Uhr Abends.

„O! Thun Sie das, mein Herr," rief Paul aus; „Sie werden mein Wohlthäter, mein zweiter Vater sein!"

„Rechnen Sie ganz auf mich, lieber Paul," versetzte Rodille, indem er die Hand des jungen Man-

nes drückte, „ich werde handeln, als thäte ich es für mich selbst."

Wir sehen, der Nichtswürdige hatte die Sache geschickt eingerichtet, indem er auf diese Weise Paul in völlige Unthätigkeit versetzte. Sobald er jetzt allein war, schloß er sich ein und prüfte die erste Seite der gestohlenen Bibel. Es erfolgte daraus die Ueberzeugung, daß Blanka, die Tochter der Martha Besnard, der Nichte des Barons von Viriville, die nächste Erbin dieses Millionärs war. Ebenso sagte er sich aber auch, daß er es jetzt mit Zweien zu thun habe. Der Elende stützte seinen Kopf in seine Hände und überließ sich einem tiefen Nachdenken. Nach einer Stunde war sein Plan gemacht, und es bedurfte nur noch der schnellen Ausführung desselben. Kurz vor Mittag kleidete er sich an und ging aus, indem er Paul sagte, daß er jetzt in seiner Angelegenheit handeln wolle.

Paul erwartete die Rückkehr Rodilles mit fieberhafter Ungeduld. Dieser kehrte erst gegen vier Uhr Nachmittags zurück und brachte natürlich dem armen jungen Manne, um ihn in gänzlicher Unthätigkeit zu erhalten, die Nachricht, daß Hoffnung zur Wiedererlangung der Bibel vorhanden sei, da sein Freund auf der Polizei den gemessensten Befehl ertheilt habe, eine strenge Nachforschung anzustellen.

„Waffnen Sie sich also mit Geduld," fügte er hinzu, „allem Anschein nach werden Sie in zwei bis drei Tagen Ihren Wunsch erfüllt sehen. Und wer weiß, ob man nicht vielleicht auch die Spur des Diebes finden und Ihnen Ihr Geld wiedererstatten wird."

„Ha!" versetzte Paul lebhaft, „wenn mir nur diese

Bibel, die mir köstlicher, als alle Schätze der Welt, ist, wiedergegeben wird, so mache ich mir aus dem gestohlenen Gelde nichts!"

Rodille hatte an dem Tage seine Zeit gut angewendet. Anstatt sich, wie Paul glaubte, nach der Präfektur zu begehen, war er nach dem kleinen Hause in der Neuilly-Allee gefahren, wo verschiedene Vorbereitungen, deren Zweck wir erfahren werden, seine Anwesenheit erforderten. Er hatte darauf, indem er seine Handschrift sorgfältig verstellte, folgende Zeilen an Herrn Leroux, Amandiers-Straße 13, geschrieben:

„Eine Person, welche die Ehre hat, Herrn Leroux bekannt zu sein, wünscht ihm eine wichtige, auf den Doktor Fritz Horner bezügliche Mittheilung zu machen, welche die höchsten Interessen des berühmten Magnetiseurs berührt. Herr Leroux wird daher gebeten, sich heut Abend um acht Uhr gefälligst nach dem Café Vestale, Boulevard Beaumarchais, zu begeben. Schreiber dieses wird sich zu erkennen geben."

Dieser seltsame Brief, welcher den Doktor Horner etwas in Unruhe versetzen mußte, wurde von Rodille einem Boten anvertraut, mit der Weisung, ihn sogleich fortzutragen.

Gegen halb acht Uhr befand sich Rodille in einem Fiaker dem Café Vestale gerade gegenüber. Kurz vor acht Uhr sah er Fritz Horner ankommen und in die Restauration eintreten. Der Doktor hatte bei Empfang jenes Briefes eine gewisse Neugier, zugleich aber auch eine Verlegenheit empfunden. Er hatte zuerst eine Gefahr gefürchtet und eine Falle vermuthet. Allein die Neugier trieb ihn dennoch nach dem angegebenen Orte.

Aber er sollte hier Niemanden finden. Rodilles einziger Zweck war, seinen Genossen auf einige Zeit von dem Gartenhause in der Amandiersstraße zu entfernen. Sobald er daher von der Anwesenheit Horners in dem Kaffehause überzeugt war, sagte er dem Kutscher einige Worte, und nach kurzer Zeit hielt der Wagen vor der kleinen Thür des Gartens, in welchem das Gartenhaus sich befand.

Es war ganz finster geworden. Rodille zog einen Schlüssel aus der Tasche, (denn er hatte sich beim Miethen des Gartenhauses zwei Schlüssel machen lassen), öffnete die Thür und trat in den Garten. Hier wendete er sich nach der Stelle, von der Paul Mercier mit ihm gesprochen hatte, und wo er Blanka am sichersten zu treffen hoffte. Er blieb stehen und horchte. Da vernahm er den Ton eines tiefen Athemzuges, und seine Augen unterschieden eine undeutliche Gestalt, welche schnell aufstand und verschwinden zu wollen schien.

XL.

Rodille und Blanka.

Rodille zweifelte nicht; das junge Mädchen war da..

„Blanka, sind Sie es?" sagte er ganz leise.

„Wer ruft mich?" fragte Blanka erschreckt, indem sie stehen blieb.

„Ein Freund!" erwiderte Rodille.

„Ich habe nur einen Freund, und der mit mir redet, ist es nicht."

„Freilich, aber ich komme von ihm.“

„Ist das wahr?“ sagte Blanka, deren Mißtrauen wuchs, „um Ihnen zu glauben, bedarf ich eines Beweises. Wissen Sie seinen Namen?“

„Paul Mercier,“ entgegnete Rodille.

„Ha!“ sagte sie und trat näher, „Sie kennen Paul. Wer sind Sie?“

„Ich bin Rodille,“ antwortete der Elende mit der sanftesten Stimme.

Und er wußte jetzt durch die Darstellung seiner innigen Theilnahme und Zuneigung zu Paul, den er wie einen Sohn achte, die reine und unschuldige Seele Blankas von seiner Aufrichtigkeit so zu überzeugen, daß diese allen seinen Worten Glauben schenkte. Und als er ihr daher die wohlersonnene Geschichte von einem schweren Unglück, welches ihren Geliebten getroffen hätte, erzählte und ihr mittheilte, daß Paul sie zu sehen wünsche, und daß ihre Gegenwart, wie die eines Engels, ihn in seiner Krankheit trösten und die Gefahr von ihm entfernen würde, da begehrte sie nichts sehnlicher, als zu ihm geführt zu werden.

Rodille hatte seinen Zweck erreicht, und es bedurfte nicht vieler Worte, um Blanka zum Garten hinaus und zum Wagen zu führen, der vor der Thür wartete. Sie flog mehr, als sie ging; sie konnte die Z:it nicht erwarten, um bei ihrem Paul zu sein.

Der Wagen rollte dahin. Nach fast drei Viertelstunden hielt er an, und der Kutscher rief:

„Wir sind da, Herr.“

Blanka zitterte. Rodille öffnete den Wagenschlag

und half ihr aussteigen, und während er den Kutscher bezahlte, sah sich das junge Mädchen verwundert um.

„Wo wohnen Sie denn?“ sagte sie; „ich sehe Ihr Haus nicht — es kommt mir vor, als seien wir in einer Einöde.“

XLI.

Neuilly=Allee.

„Der Kutscher ist ein Dummkopf,“ antwortete Rodille; „er hat zweihundert Schritte zu früh angehalten. Nehmen Sie meinen Arm, liebe Blanka, in fünf Minuten werden wir zu Hause sein.“

Blanka gehorchte, und nach fünf Minuten betrat sie die Schwelle jenes kleinen Hauses, in welches sie vor zwölf Jahren von demselben Manne, der heut neben ihr schritt, schlafend getragen worden war. Der Elende zündete eine Kerze an und ging dem jungen Mädchen auf der Treppe, die zum ersten Stockwerke führte, voran. Er öffnete die Thür, die zu dem uns bekannten Zimmer führte.

„Wo ist er?“ fragte Blanka, „o bringen Sie mich schnell zu ihm! Er muß mich mit so großer Ungeduld erwarten!“

Anstatt der Antwort stellte Rodille die Kerze auf einen Leuchter, rückte Blanka einen Lehnstuhl hin, ergriff mit der ruhigsten Miene ihre Hand und sagte:

„Jetzt, liebes Kind, lassen Sie uns offenherzig plaudern —“

Und nun enthüllte ihr der Bösewicht zu ihrem

größten Schrecken, daß die Geschichte mit dem Unglück Pauls nur ersonnen sei, um sie hierherzuführen.

Blanka wurde bleich, wie eine Todte.

„Sie haben mich also belogen,“ stammelte sie; „Sie treiben Scherz mit dem Entsetzen, das mir Ihre Worte verursachten!“

„O, ich hatte einen Grund, der mich zu diesem Allen führte: die heiße Liebe, die Sie mir einflößen.“

Blanka zitterte am ganzen Körper. Sie bebte vor dem Mann in den äußersten Winkel des Zimmers zurück. Rodille spielte die Rolle des Verliebten, des Eifersüchtigen. Blanka wurde immer mehr von Abscheu und Widerwillen gegen ihn erfüllt. Er sagte ihr, daß er unermeßlich reich sei, und daß er sie zwingen könne, ihm zu gehören.

„O, das ist nichtswürdig!“ versetzte sie; „aber obgleich ich nur ein armes schwaches junges Mädchen bin, so werde ich mich doch nicht ohne Widerstand unterwerfen!“

„Wozu sollte Ihnen der nützen?“

„Ich werde um Hülfe rufen.“

„Thun Sie das! Jedoch die Wände sind so dick, daß Ihr Hülferuf nicht gehört werden wird.“

„Wenn ich kein anderes Mittel habe, Ihnen zu entgehen, so werde ich mich zu diesem Fenster hinausstürzen.“

„Versuchen Sie es!“ entgegnete Rodille mit höhnischem Tone.

Das junge Mädchen eilte zu einem der Fenster und bemühte sich mit aller Kraft, es zu öffnen; aber Alles war vergeblich. Da sank sie in Verzweiflung auf einen Stuhl nieder, barg ihr Gesicht in ihren Händen und weinte heiße Thränen.

XLII.

Amandiers-Straße.

„Seien Sie versichert,“ versetzte Rodille, „daß Sie von mir gar nichts zu fürchten haben, nicht einmal meine Gegenwart; denn ich werde mich in einigen Minuten entfernen.“

Der Elende öffnete die Thür des Nebenzimmers und fuhr fort:

„Dort werden Sie Lebensmittel auf zwei Tage finden; ich werde erst übermorgen Abend wiederkommen. Ich hoffe, daß Sie dann geneigter sein werden, auf meine Vorschläge einzugehen. Sagen Sie sich, daß jeder Widerstand vergeblich sein wird, und daß Sie aus diesem Hause nur unter der Bedingung herauskommen werden, daß Sie versprechen, mein Weib zu werden. Es hängt also nur von Ihnen allein ab, die Zeit ihrer Gefangenschaft abzukürzen.“

Rodille verließ das Zimmer, und Blanka hörte ihn die Thür zweimal hinter sich verschließen. Von der verhaßten Gegenwart ihres Verfolgers befreit, konnte sie sich jetzt ohne Zwang der ganzen Heftigkeit ihrer Verzweiflung und ihres Schmerzes überlassen. In diesem schrecklichen Zustande ging die Nacht dahin, und Blanka sah den Tag anbrechen, ohne sich durch einigen Schlaf etwas erquickt zu haben.

Als Rodille Blanka in dem kleinen Hause verlassen hatte, war er nach der Amandiers-Straße gegangen, um dem Doktor Horner einen Besuch abzustatten. Er wollte wissen, was der Doktor zu dem

Verschwinden Blankas sagte. Er fand den Magnetiseur in der größten Aufregung. Dieser überreichte ihm im Laufe des Gespräches das Billet, welches die Aufforderung enthielt, nach dem Café Vestale zu kommen.

„Und welche Mittheilungen hat man Ihnen gemacht?“ sagte Rodille unbefangen, nachdem er jede Zeile genau gelesen hatte.

„Gar keine. Ich fand Niemanden in dem Kaffeehause.“

„Vielleicht war der Briefschreiber verhindert, sich rechtzeitig einzufinden.“

Fritz Horner schüttelte den Kopf.

„Sie zweifeln?“ fragte Rodille.

„Ich muß gestehen, ja.“

„Dann giebt es nur ein Mittel, Ihre Zweifel aufzuklären. Rufen Sie Blanka. Sie wird Ihnen die rechte Antwort geben.“

„Teufel! Sie haben Recht! Warten Sie, ich werde sie sogleich holen.“

Fritz Horner ging.

„Er wußte nichts!“ sagte Rodille bei sich. Einen Augenblick später kam Horner mit düsterem Gesicht zurück. Blanka war nicht da; ihr Zimmer war leer.

„Die Kleine ist vielleicht im Garten,“ versetzte Rodille.

„Um elf Uhr Abends? Jedoch wir wollen das gleich sehen.“

Der Magnetiseur öffnete ein Fenster und rief mehrere Male den Namen Blankas.

„Sie sehen, sie ist nicht da;“ versetzte er, „wo kann sie sein?“

„Pflegte die Kleine allein auszugehen und spät zurückzukehren?“

„Ich stehe dafür, daß sie mein Haus nie verlassen hat.“

„Hat sie vielleicht einen Geliebten?“

„Unmöglich!“

„Weshalb denn? Sie ist sehr hübsch, und in ihrem Alter ist das Herz warm.“

Und der schlaue Rodille wußte jetzt dem Doktor das Verschwinden Blankas als die Folge einer Entführung darzustellen, die von einem derjenigen, welche den Doktor um Rath zu fragen pflegten, mit Einwilligung der Somnambule bewerkstelligt sei. Der Doctor fiel dieser Ansicht bei: er gerieth jedoch außer sich, da er, wie er sagte, seinen Untergang vor Augen sähe. Rodille suchte ihn zu ermuthigen, da noch nicht Alles verloren sei, und bat natürlich Fritz Horner, ihm die Schritte zur Wiederauffindung der Verschwundenen zu überlassen.

Darauf kehrte der Dieb, sich innerlich freuend über den glücklichen Fortgang seiner Pläne, nach der Museumstraße zurück. Als er in das Geschäftszimmer trat, fand er zu seiner Ueberraschung noch Paul Mercier dort, welcher ihn um einen Augenblick Gehör bat. Diese Bitte kam Rodille zwar ungelegen; allein er erwiderte:

„Kommen Sie in mein Kabinet. Ich werde Sie mit Vergnügen anhören.“

XLIII.

Paul und Rodille.

Paul hatte dem Drange seiner Liebe nicht widerstehen können, obgleich ihn der Vorfall mit der Bibel peinigte, und war am Abend nach der Amandiersstraße gegangen. Aber welchen Schmerz fühlte er, als er seine Blanka nicht in dem Garten fand. Sie konnte, das sagte er sich, nur krank, oder durch den Doktor, der vielleicht Alles errathen, an dem Verlassen des Hauses verhindert sein. Mit dem Entschlusse, jetzt einen entscheidenden Schritt zu thun, kehrte er in das Haus Rodilles zurück und erwartete ihn sehnsüchtig. Was hatte er ihm zu sagen?

Rodille führte ihn in sein Zimmer und fragte ihn nach seinem Begehren.

„Mein Herr,“ sagte Paul, indem er sich im Gedanken an Blanka mit seinem ganzen Muthe waffnete, „gestatten Sie mir die Frage, wann das Versprechen, welches Sie mir machten, in Erfüllung gehen wird.“

„Darüber kann ich Ihnen leider keine genügende Auskunft geben, weil die Gelder, auf welche ich rechnete, um Sie zu bezahlen, nicht eingehen.“

„Dürfte ich Sie nicht wenigstens um eine Abschlagszahlung bitten, mein Herr?“

„Die Bitte ist ganz gerecht; aber ich bin nicht im Stande, dieselbe zu befriedigen.“

„Aber sollte Ihre Kasse nicht vielleicht eine Zahlung von einigen tausend Franken erlauben?“

„Sie irren sich, mein junger Freund; ich habe

gegenwärtig nicht die einige Tausend Franken, von denen Sie so leichthin reden, zu Hause.“

„Sie haben doch wenigstens Credit.“

„Ich hatte welchen; aber zum Unglück hat mein Banquier fallirt; Alles vereinigt sich, um mich zu ärgern.“

Paul war die Böswilligkeit Rodilles offenbar, und er nahm einen kühneren Ton an, als er sich selbst zugetraut hätte, indem er Rodille an den zwischen ihnen abgeschlossenen Contrakt erinnerte und ihm bemerkte, daß er kein Recht habe, ihm eine Summe zu verweigern, die ihm rechtmäßig gehöre.

„Ich denke auch gar nicht daran, sie Ihnen zu verweigern,“ entgegnete Rodille kaltblütig, „ich sage Ihnen nur: warten Sie!“

„Und ich!“ rief Paul aus, „ich kann nicht warten; ich bedarf des Geldes; ich bestehe darauf, daß Sie es mir zahlen.“

„Wie oft soll ich Ihnen denn wiederholen, daß es mir jetzt nicht möglich ist, es zu thun?“

„Wirklich?“ rief Paul immer hitziger aus, „wissen Sie, mein Herr, daß Ihr Benehmen sonderbar ist?“

„Wie so, mein junger Freund?“

„Sie versprechen mir goldene Berge, um von mir zu erlangen, was Sie wollen, und nachdem Sie das Schriftstück von mir erhalten haben, welches mich des größten Theiles einer gewissen Erbschaft beraubt, vergessen Sie Ihre bestimmtesten Versprechungen und schützen Gründe vor, mit denen sich ein Kind nicht begnügen würde! Bis jetzt, mein Herr, glaubte ich Sie für einen redlichen Mann halten zu können; aber bei solchem Benehmen —“

„Ha! Nun?“ entgegnete Rodille mit herausforderndem Tone.

„Sehe ich das Gegentheil ein! Sie führen nur einen längst gefaßten Plan aus, nämlich den, mich in eine Falle zu locken, um mich zu berauben und sich auf meine Kosten zu bereichern.“

Rodille machte eine wüthende Bewegung; aber er nahm sogleich seine gewöhnliche Miene wieder an und sagte:

„Sie sprechen von einer Falle, Herr Mercier! Nun ja, ich legte Ihnen eine Falle, und Sie sind kopfüber hineingelaufen! Ich erhielt heute den Beweis, daß in der unter uns verhandelten Erbschaftsangelegenheit Ihre Rechte null und nichtig sind, und ich wollte Sie dahin bringen, auf den Contrakt, dessen Ausführung meinen Untergang herbeiziehen würde, von selbst zu verzichten.“

„Geben Sie mir den Beweis,“ rief Paul aus.

Rodille nahm aus seinem Schreibpulte die beiden gestempelten Papiere, welche seine und Pauls Unterschrift trugen.

„Hier sind,“ sagte er, „die Schriftstücke, welche mich, wie Sie meinen, auf Ihre Kosten bereichern sollen. Ich stelle sie Ihnen zur Verfügung.“

Paul wollte zugreifen; aber Rodille zog die Papiere zurück und sagte mit teuflischem Lachen:

„Herr Mercier, wie wir jetzt stehen, ist von beiden Seiten Mißtrauen erlaubt. Sie vergessen vielleicht, daß Sie mir noch zweitausend Franken schuldig sind, die ich Ihnen vorausbezahlte. Ich behalte die Papiere bis zur Wiedererstattnng des Geldes und bitte, daß dies bald geschehe; sonst muß ich Sie verklagen.

Uebrigens versteht sich von selbst, daß Sie von heut ab aus meinem Dienste entlassen sind. Schlafen Sie wohl, Herr Mercier. Ich gehe voran, um Ihnen den Weg zu zeigen."

Und Rodille geleitete den jungen Mann bis zur Thür, die er hinter ihm schloß.

XLIV.

Fritz Horner und Paul Mercier.

Während Paul auf seinem elenden Dachstübchen den entsetzlichsten Qualen der Verzweiflung hingegeben war, rieb sich Rodille freudig die Hände wie ein Mann, der seine Pläne weise und klug gefaßt hat. Nach seiner Meinung konnten ihm die Millionen der Erbschaft nicht entgehen. Entweder heirathete ihn Blanka; dann hätte er ihre Rechte auf die Erbschaft geltend gemacht; oder sie weigerte sich; dann mußte sie freilich verschwinden, aber es blieb dann noch der Vergleich mit Paul Mercier, der ihn zum rechtmäßigen Erben eingesetzt hatte.

Am Abend des nächsten Tages, um neun Uhr, hatte sich Paul wieder nach der Amandiersstraße begeben nnd war über die Mauer in den Garten gedrungen. Aber Blanka war wieder nicht da. Jetzt blieb ihm kein Zweifel mehr; sie war krank! Seine geliebte Blanka krank! Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe und trieb ihn zu dem Versuche, in das Haus zu treten und ihr Zimmer aufzufinden. Schnell war der Entschluß ausgeführt. Die Thür des Hauses war

nicht verschlossen; er trat ein, stieg eine Treppe hinauf, wo er ihr Zimmer vermuthete. Aber der Fall eines Stuhls, den er im Finstern auf dem Flur nicht sah, und den er umriß, machte Fritz Horner aufmerksam. Dieser eilte mit Licht und einer gespannten Pistole herbei, in der Meinung, es sei ein Dieb in das Haus gedrungen. Als er jedoch Paul Mercier erkannte, glaubte er, dieser habe einen Auftrag von Rodille an ihn zu bestellen; allein Paul verneinte es; denn er bebte vor einer Lüge zurück.

„Nun dann,“ versetzte Horner drohend, „was wollen Sie von mir?“

„Nichts, mein Herr.“

„Dann sind Sie also ein Dieb!“

„Ein Dieb? Herr! Ich?“

„Was hat Sie denn hergeführt? Reden Sie! Und zunächst, wie sind Sie hierhergekommen, da ich doch die Gartenthür verschlossen habe?“

„Ich bin über die Mauer gestiegen.“

„Ha! Teufel! Ein nächtlicher Einbruch! Wenn die Erklärung, die Sie mir geben werden, nicht deutlich ist, so werde ich die Wache holen lassen! Antworten Sie also: da Sie nicht des Stehlens wegen hierher gekommen sein wollen, was führte Sie dann her?“

„Der Wunsch, mich Fräulein Blanka zu nähern.“

„Sie kennen Blanka?“

„Ja, mein Herr. Ich kenne und liebe sie!“

Paul hatte einen Ausbruch des Zornes erwartet. Statt dessen entgegnete der Magnetiseur ganz ruhig:

„Jetzt sehe ich deutlich, was ich seit gestern suchte. Und Sie, junger Mann, sollen dies Zimmer nicht

verlassen, ohne mir gesagt zu haben, was Sie mit Blanka gemacht haben."

„Was ich mit Blanka gemacht habe?" wiederholte Paul überrascht.

„Ja, ich frage Sie, wohin Sie das junge Mädchen geführt haben!"

„Blanka ist nicht hier?" rief Paul aus.

„Ha! Sie wissen es ja, da Sie mich gestern aus meinem Hause lockten, um so leichter mein Mündel entführen zu können."

Paul betheuerte, daß er nur in der Hoffnung hierher gekommen sei, Blanka zu sehen, weil er sie für krank hielt.

„Sie lügen!" entgegnete Horner heftig; „aber bei mir hilft das Lügen nichts! Sie haben Blanka entführt, und ich wiederhole Ihnen, Sie kommen nur fort von hier, wenn Sie mich zu ihr führen!"

Mit diesen Worten stellte er sich zwischen die Thür und den jungen Mann, um diesen vom Rückzuge abzusperren. Paul erkannte das Peinliche seiner Lage.

„Ha!" rief er aus, „die, welche ich liebe, ist verschwunden, und Sie wollen mich hier zurückhalten; Sie sind von Sinnen, mein Herr! Wer sollte denn Blanka aufsuchen, wenn ich gefangen wäre? Machen Sie Platz, ich will hinaus!"

„Sie kommen nicht heraus!"

„Nehmen Sie sich in Acht! Ich gehe hinaus, und müßte ich es über Ihren Körper thun!"

„Versuchen Sie es!"

Paul fügte kein Wort mehr hinzu, sondern warf sich auf den Doktor. Es entspann sich ein kurzer, aber schrecklicher Kampf, der damit endete, daß es

Paul gelang, den Hals des Doktors so fest mit seiner Hand zu fassen und zu drücken, daß dieser ohnmächtig niedersank. Paul wollte nur seine Freiheit; und als er die Gewißheit hatte, daß ihm kein Hinderniß mehr im Wege stehe, ließ er den Doktor los, eilte zum Hause hinaus und verlor sich im Dunkel des Gartens.

XLV.

Seelenstärke.

Paul war fest überzeugt, daß Blanka mit Gewalt entführt worden war. Er bemühte sich, die Gründe dieser Entführung zu errathen; und da er nicht ahnen konnte, in welcher nahen Beziehung Blanka zu der reichen Erbschaft stehe, so kam er zu der Ueberzeugung, daß die Liebe allein den Entführer geleitet haben könne, und er gerieth in Wuth, als er das junge Mädchen den Händen eines frechen Nebenbuhlers ausgesetzt dachte. Er beschloß, die Gerechtigkeit zu Hülfe zu rufen. Am nächsten Morgen begab er sich zu einem Polizeicommissar, einem verständigen Manne, dem er etwas bekannt war. Er erzählte ihm, was vorgefallen, und bat ihn um Rath. Der Commissar hörte ihn väterlich an; allein er setzte ihm deutlich auseinander, daß in dieser Sache von Seiten der Justiz nichts zu thun wäre, da alle Anklagen nur auf Vermuthungen beruhten, und kein erwiesenes Verbrechen vorliege.

Entmuthigt und voll Verzweiflung verließ Paul den Commissar. Er sagte bei sich:

„Wenn mir innerhalb eines Monats die Vorsehung nicht zu Hülfe kommt, so habe ich nichts mehr zu erwarten, noch zu hoffen auf Erden. Die Seine wird dann meinen Leichnam aufnehmen, und Gott wird mir vielleicht das Verbrechen vergeben, daß ich die zu schwere Last des Lebens von mir geworfen habe.“

Der Unglückliche vergaß, indem er so redete, daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich sind, und daß er oft den Menschen, dessen Muth er prüfen und dessen Tugend er befestigen will, auf die Bahn der Schmerzen leitet, um ihn zum Glücke zu führen.

Am Abend desselben Tages, also ungefähr achtundvierzig Stunden nach der Entführung Blankas, begab sich Rodille wieder nach dem kleinen Hause in der Neuilly-Allee. Der Elende fand das junge Mädchen in dem trostlosesten Zustande. Seit zwei Tagen hatte sie nicht zu weinen aufgehört.

„Liebes Kind,“ sagte Rodille mit der freundlichsten Stimme zu ihr, „ich sehe mit tiefem Bedauern, daß Sie sich sehr schlecht befinden. Das Herz bricht mir darüber, ich schwöre es Ihnen zu, und um Sie zu beruhigen, würde ich bereit sein, Alles zu opfern, ausgenommen meine Liebe.“

Blanka blickte auf und entgegnete mit dem Ausdruck tiefer Verachtung:

„Ihre Liebe! Ha! Mein Herr, sagen Sie, Ihren Haß!“

„Ach!“ versetzte Rodille, „in welchem Irrthum befinden Sie sich! Wenn Sie mit dem Leben besser bekannt wären, so würden Sie wissen, daß jede tiefe Leidenschaft an und für sich selbstsüchtig ist. Die Liebe, welche Sie mir einflößen, ist so groß, daß sie mir

den Muth giebt, selbst den Anblick Ihrer Thränen zu ertragen. Ehe ich Ihnen entsage, werde ich Sie lieber leiden sehen, und ich werde selbst leiden; denn ich rechne darauf, in Zukunft Alles wieder gut zu machen."

Blanka erwiderte nichts. Rodille fuhr fort:

„Haben Sie überlegt und einen Entschluß gefaßt?"

„Mein Entschluß!" entgegnete das junge Mädchen, „mein Entschluß ist Ihnen bekannt! Er ändert sich niemals! Sie können mich hier behalten. Sie können mich hier langsam verhungern lassen! Sie sind mein Herr, wie der Henker der Herr des Verurtheilten ist! Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber ich werde nicht Ihr Weib werden!"

„Liebe Blanka," sagte Rodille, „Sie sprechen unter dem Einfluß des Zornes. Aber es wird Ihnen früher oder später mehr Klarheit kommen. Ich werde Geduld haben und Ihnen Zeit lassen, zu bedenken, wie schön mein Anerbieten ist, und wie unverständig das arme junge Mädchen handelt, welches die Hand eines galanten und noch dazu so reichen Mannes beharrlich ausschlägt. In drei Tagen werde ich wiederkommen."

Rodille versah den Tisch des Nebenzimmers mit frischen Vorräthen und entfernte sich. Am dritten Tage kehrte er wieder zurück; aber alle seine Versuche auf Blanka blieben erfolglos. Er erkannte den eisernen Willen des jungen Mädchens. Außerdem aber wurde der Zustand Blankas beunruhigend. Die leichenhafte Blässe ihres Gesichtes verrieth die Gefahr, in der ihr Körper schwebte.

So war fast ein Monat verflossen. Rodille wü-

thete, daß ein junges Mädchen ihn überwunden habe; er sagte bei sich:

„Ich werde morgen noch einen letzten Versuch machen; wenn er vergeblich ist, so ist's vorbei. Blanka, durch sich selbst verurtheilt, wird ihrem Geschick entgegen gehen, und ich wende mich wieder zu Paul Mercier. Dieser wenigstens kann mir nicht entgehen, und müßte ich ihm auch die hunderttausend Franken geben, so werde ich doch fast vier Millionen haben."

Zur gewohnten Stunde trat Rodille wieder in das Zimmer Blankas und richtete seine gewöhnlichen Fragen an sie. Blanka schwieg, wie sie es schon seit mehreren Tagen gethan hatte.

„Blanka," sagte der Elende, „die Abneigung, die Sie gegen mich fühlen, ist eine Folge der Liebe, die Sie zu einem Andern zu empfinden glauben. So lange Sie noch Hoffnung haben werden, Paul Mercier wieder zu sehen, werden Sie sich beharrlich mir widersetzen. Wenn die Hoffnung nicht mehr vorhanden sein wird, werden Sie nachgeben!"

Das junge Mädchen blickte auf und sah ihn mit Verachtung an. Rodille fuhr fort:

„Wenn Sie nicht augenblicklich einwilligen, mein Weib zu werden, so wird Paul Mercier in drei Tagen nicht mehr sein."

„Ha!" rief Blanka aus; „Sie wollen ihn morden!"

„Ich bin ein Mann von Ehre; ich werde ihn nicht morden, sondern tödten."

„Auf welche Weise?"

„Degen gegen Degen, im Zweikampf!"

„Dann habe ich keine Furcht. Paul ist tapfer. Gott wird mit ihm sein."

„Ich sage Ihnen, daß ich ihn tödten werde. Ich habe schon in zwanzig Duellen gesiegt. Paul ist schwach und hat noch nie einen Degen geführt."

„Ha! Ich sagte es wohl," stammelte Blanka, „es ist ein Mord!"

„Nennen Sie diesen Kampf, wie Sie wollen. Ich wiederhole Ihnen, in drei Tagen wird mein Nebenbuhler nicht mehr sein. Wollen Sie ihn retten, oder verdammen Sie ihn? Sein Leben steht in Ihren Händen! Reden Sie!"

Blanka sank auf ihre Kniee, hob ihre Hände gen Himmel und rief aus:

„O mein Gott, gieb mir ein, was ich thun soll!"

Darauf beugte sie ihr Haupt und schwieg. Rodille lächelte und sagte bei sich:

„Ich hab's getroffen! Sie gehört mir!"

Der Elende irrte sich. Das junge Mädchen erhob sich, wie umgewandelt. Der Ausdruck eines innigen Glaubens strahlte auf ihrem in Thränen gebadeten Gesichte.

„Nun?" sagte Rodille; „was beschließen Sie?"

„Das Leben Pauls und das meinige sind in den Händen Gottes," entgegnete Blanka; „was Gott beschlossen hat, muß und wird geschehen! Ich werde das Leben dessen, den ich liebe, nicht durch einen Verrath, durch eine Feigheit erkaufen! Fordern Sie ihn heraus, und bedienen Sie sich Ihrer Stärke gegen seine Schwäche! Gott wird ihn schützen! Was aber auch geschehen mag, mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich werde niemals Ihr Weib!"

„Das ist also Ihr letztes Wort?" rief Rodille wüthend aus; „nun wohl! Sie haben so eben Ihren

Geliebten zum Tode verurtheilt, und wenn ich ihn blutend vor mir niedergestreckt haben werde, werde ich ihm sagen: „Blanka hat Sie getödtet! Sie konnte Sie retten, aber sie that es nicht!"

Blanka hatte nicht die Kraft, das Entsetzen eines solchen Bildes zu ertragen; sie stieß einen dumpfen Seufzer aus; ihre Augen schlossen sich, und sie sank ohnmächtig zu Boden.

XLVI.

Das Geheimniß des Hugenotten.

Es war elf Uhr Abends, als Rodille wieder in seine Wohnung in der Museumstraße trat. Er schloß sich in sein Zimmer ein und zündete ein mächtiges Feuer im Kamin an. Der Elende wollte unverzüglich seinen Plan ausführen. Sobald die Flamme hoch aufschlug, holte er die Bibel der Vaubarons aus dem Versteck, wohin er sie gelegt hatte.

„Fort mit diesem Buche," murmelte er, „und mit ihm zugleich mit der Erinnerung an diese verfluchte Familie!"

Mit diesen Worten warf er die Bibel in die Flammen. Aber der feste Einband widerstand der Gewalt des Feuers. Voll Ungeduld nahm Rodille das Buch wieder aus den Flammen, öffnete es heftig, riß die Blätter heraus und verbrannte sie einzeln. Als er jedoch auch den Deckel in das Feuer werfen wollte, fiel ein Blättchen aus demselben in die Flammen. Er nahm es schnell wieder heraus und je weiter

er las, desto mehr schwindelte es ihm vor den Augen. Das Papier war eine Bemerkung, welche der verfolgte und flüchtige Edelmann, dessen Geschichte wir im Anfang dieses Buches erzählten, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes niedergeschrieben hatte. Diese Bemerkung enthüllte das Vorhandensein ungeheurer Reichthümer in den unterirdischen Gewölben des Schlosses Vaubaron. Diese Reichthümer waren von dem Geächteten und vielen seiner Glaubensgenossen aufgehäuft worden und betrugen einen Werth von mehr als zwölf Millionen Franken.

Rodille bebte vor gieriger Freude, und ein heftiges Zittern erschütterte die Hände, welche das kostbare Papier hielten. Er las weiter. Die Zeilen sagten ihm, daß einen Tag nach Beginn der Belagerung des Schlosses durch die königlichen Truppen der Marquis Vaubaron, um sein und seiner Glaubensgenossen Vermögen zu sichern, mit vier zuverlässigen Männern in die Gewölbe hinuntergestiegen sei und mit deren Hülfe die Zugänge zu den geheimen Stellen vermauert habe. Hier sollte sein Sohn, wenn er in das Erbe seiner Väter wieder eingesetzt würde, das für ihn und seine Nachkommen gerettete Vermögen wiederfinden, indem er nur einem auf dem beschriebenen Blatte selbst angegebenen Plane folgte, welcher die geheimen Gänge und die vermauerten Stellen bezeichnete.

Unmittelbar hinter den letzten Zeilen standen, mit rother Dinte geschrieben, die Worte: „Ausführlicher Plan der Gewölbe des Schlosses Vaubaron mit den Treppen und Gängen, die zu denselben führen, und den Merkmalen, welche die Stellen bezeichnen, wo die Mauern durchbrochen werden müssen.“

Als Rodille jedoch bis hierher gelangt war, erbleichte er. Das Feuer hatte von dem Plane des Hugenotten nichts übrig gelassen. Rodille stieß einen Schrei der Wuth aus. Er sah, wie die bezaubernden Millionen ihm entschlüpften. Er ließ den Kopf auf seine Brust sinken und saß in dumpfem Hinbrüten verloren da. Dies dauerte jedoch nur wenige Augenblicke. Plötzlich heiterte sich sein Gesicht auf, und seine Augen leuchteten.

„Ha!“ sagte er; „wo hatte ich meinen Kopf? Wozu brauche ich den Plan? Habe ich nicht den besten Führer in meinen Händen? Ebenso wie Blanka mir den fliehenden Laridon auf dem Wege nach Havre zeigte, wird sie mir auch die vergessenen Schätze des Schlosses Vaubaron zeigen! Noch diese Nacht werde ich Blanka in das Haus des Doktors zurückführen.“

Er eilte schnell hinaus. Es hatte so eben ein Uhr Morgens geschlagen. Zwei bis drei Wagen fuhren vorüber, deren erschöpfte Pferde sich kaum aufrecht erhielten. Endlich kam ein besser bespanntes Fuhrwerk, und der Kutscher brachte gegen ein Zwanzigfrankenstück Rodille nach den Elysäischen Feldern.

XLVII.

Die Reue Rodilles.

Rodille stieg aus und versprach dem Kutscher noch ein Zwanzigfrankenstück, wenn er warten und ihn zurückfahren wollte. Der Kutscher ging natürlich mit Freuden darauf ein. Rodille eilte zu dem Zimmer Blankas hinauf uud fand hier das junge Mädchen in einer Ecke zusammengekauert und einen Blick von un-

säglicher Angst auf ihn richtend. Er wendete sich schnell zu ihr:

„Liebes Kind," sagte er in väterlichem Tone zu ihr; „zittern Sie nicht mehr! Ich komme, um Sie zu beruhigen. Ich ließ mich heut Abend durch eine zu heftige Leidenschaft hinreißen. Ich beging ein schweres Unrecht gegen Sie, und eile hierher, um Alles wieder gut zu machen."

Blanka konnte ihren Ohren nicht trauen; sie blickte Rodille mißtrauisch an. Der Elende verstand den Blick und fuhr fort:

„Ich sehe, daß Sie mir mißtrauen. Sie zittern vor mir, armes Kind, und das ist ganz natürlich. Aber glauben Sie, meine Ansichten haben sich geändert; ich sah ein, daß ich Sie unglücklich machte, obgleich ich die Absicht hatte, Sie glücklich zu machen; ich kämpfte mit mir selbst uud leistete den feierlichen Eid, gegen Sie fortan nur eine uneigennützige und väterliche Neigung zu fühlen."

Blanka zweifelte noch. Aber Rodille sprach mit solcher Ueberzeugung zu ihr, daß ihre Ungläubigkeit sich nach und nach verlor; ein Hoffnungsstrahl leuchtete mitten in der tiefen Nacht, die sie seit so langer Zeit umhüllte.

„Ich möchte Ihnen gern trauen," stammelte sie; „aber das ist unmöglich."

„Weshalb?"

„Weil die That Ihre Worte Lügen straft. Sie sprechen zu mir von väterlicher Neigung, und doch ändert sich in meiner Lage nichts; ich bin noch immer Ihre Gefangene."

„Sie sind es nicht mehr."

„Wahrhaftig?" rief Blanka freudig aus.

„Gewiß! Und zum Beweise werden wir das Haus sogleich verlassen.“

„Zusammen?“

„Kann ich Sie mitten in der Nacht allein lassen?“

„Wohin werden Sie mich führen?“

„Zum Doktor Horner.“

„Und Ihre Drohung gegen Paul?“

„Ich bitte Sie, diese zu vergessen.“

„Paul hat also von Ihnen nichts mehr zu fürchten?“

„Ich schwöre es Ihnen zu, nein!“

„Sie hassen ihn nicht mehr?“

„Ich werde sein Freund sein.“

„Sie verbieten ihm nicht, mich zu lieben?“

„Gewiß nicht.“

„Und Sie werden sich nicht dem widersetzen, daß ich sein Weib werde?“

„Ich werde am Tage Ihrer Hochzeit einer Ihrer Zeugen sein, wenn Sie mir die Ehre erweisen, mich als solchen anzunehmen.“

Jetzt war bei Blanka alles Mißtrauen geschwunden: sie ergriff dankbar die Hände des Elenden und drückte sie innig. Rodille stellte sich, als trocknete er Thränen der Rührung aus seinen Augen.

„Und Sie zweifeln jetzt nicht mehr an mir? Und Sie vergeben mir mein Unrecht?“

„Von ganzem Herzen.“

„O! Tausend Dank! Ich brachte ein schweres Opfer — ich zerriß mir das Herz, indem ich Ihnen entsagte, aber Ihre Worte sind mir Belohnung! Kommen Sie jetzt, folgen Sie mir! Lassen Sie uns schnell das Haus verlassen, welches mir Entsetzen erregt, weil Sie hier gelitten haben.“

XLVIII.

Magnetismus.

Es war drei Uhr Morgens, als Rodille in der Amandiersstraße anlangte und den Doktor Horner aus seiner Ruhe herausklopfte. Aber welche Ueberraschung war es für diesen, als er die Thüre öffnete und Blanka erblickte. Auf seine Fragen erwiderte ihm Rodille nur, daß er Blanka zunächst auf ihr Zimmer bringen möchte, da sie der Ruhe sehr bedürfe; nachher wolle er ihm den ganzen Zusammenhang mittheilen.

Horner gehorchte. Als er zu Rodille zurückkam, bat er diesen um Aufklärung, und Rodille erzählte ihm, daß er selbst Blanka entführt habe, in der Absicht, sie zu bewegen, sein Weib zu werden; aber es sei ihm mit der Liebe nicht gelungen.

„Und nun ist Ihre Liebe vorüber," sagte Fritz Horner, „da Sie mir Blanka zurückbringen?"

„Meine Liebe muß vor einem wichtigen Gegenstande schweigen, der mich besonders so spät zu Ihnen führt."

„Um was handelt es sich?"

„Um unser Beider Glück! Um ein ungeheures Vermögen."

„Ha! Teufel! Dann sind wohl Millionen in Aussicht?"

„Millionen! Ja! Der Zufall hat mich in den Besitz eines seltsamen Ereignisses gesetzt, mir das Dasein eines seit Jahrhunderten verborgenen Schatzes enthüllt."

„Und wo befindet sich dieser Schatz?"

„In den unterirdischen Gewölben eines alten Schlosses in der Bretagne."

„Da Sie dies Gold so bereitwillig mit mir theilen wollen, so bedürfen Sie wohl meiner zur Erlangung desselben? Denn sonst hätten Sie es nicht gethan; ich kenne Sie zu gut."

„Freilich bedarf ich Ihrer."

„Dann ist Alles erklärlich, und es versteht sich, daß ich mich Ihnen ganz zur Verfügung stelle. Was kann ich für Sie, oder vielmehr für uns thun?"

„Sie können Blanka magnetisiren, ihr befehlen, die Gewölbe, in welche wir eindringen müssen, vor uns zu besuchen, und aus ihrem Munde die Angaben sammeln, durch welche wir ohne Mühe zu dem Schatze gelangen können."

Der Doktor wollte sogleich zum Werke schreiten. Rodille machte ihn jedoch auf den Zustand Blankas aufmerksam und rieth, bis zum nächsten Morgen zu warten. Hierauf begaben sich Beide zur Ruhe. Rodille schlief in einem Armstuhle. Schon um sieben Uhr waren Beide wieder auf den Beinen. Der Doktor rief Blanka und gab ihr ein Zeichen, sich auf einen für sie bereit gestellten Stuhl zu setzen. Die Unglückliche fragte mit Entsetzen, ob er sie in Schlaf versetzen wolle. Anstatt jeder Antwort begann Fritz Horner seine Handbewegungen; und bald zeigte sich die Wirkung des Magnetismus. Nach den üblichen Fragen: „Schlafen Sie! Sehen Sie klar? u. s. w." setzte er das junge Mädchen in Verbindung mit Rodille und sagte:

„Ich befehle Ihnen, sich an den Ort zu versetzen,

wo in diesem Augenblicke der Gedanke des Mannes sich befindet, dessen Hand die Ihrige berührt."

Es verflossen einige Minuten. Schweißtropfen bildeten sich auf Blankas Stirn, die Adern an ihren Schläfen liefen auf, und ihre Brust hob sich.

„Nun!" fragte Fritz Horner, „was machen Sie?"

„Ich gehe, wohin ich gehen soll," murmelte Blanka mit matter Stimme.

„Und jetzt?"

„Jetzt bin ich da."

„Wo sind Sie?"

„Fern von hier — das Meer ist nahe — ich höre die Brandung der Fluthen."

„Welches Meer ist dies?"

„Der Ocean."

„Welches Land ist es?"

„Die Bretagne."

„Sehen Sie sich um, und beschreiben Sie das Schauspiel, welches sich Ihnen darbietet."

Blanka entwarf jetzt ein Bild der von ihr gesehenen Gegend. Ein elendes Dorf, mit Gebüsch bedeckte Ruinen und halb verfallene Mauern befanden sich in derselben, und ein kleines Haus, dessen Thür und Fenster geschlossen waren.

XLIX.

Ein Brief.

Rodilles Gesicht verklärte sich bei diesen Angaben der Somnambule; er sagte sich, daß jene Trümmer die Ruinen des Schlosses Vaubaron seien. Der Magnetiseur fuhr fort:

„Steigen Sie zu dem Mauerwerk hinauf. Was sehen Sie?"

„Ueberall Trümmer, Bruchstücke von Gewölben, einen zerfallenen Thurm, Treppen mit heruntergestürzten Stufen."

„Und ist Niemand in diesen Trümmern?"

„Ja, ein junger Hirt, der seine Schafe weidet."

„Befinden sich unter diesen Ruinen keine unterirdischen Gewölbe?"

„Ich sehe nichts."

„Ich gebiete Ihnen, zu sehen."

„Es ist Alles finster."

„Es werde Licht, ich will es."

Blanka begann krampfhaft zu zittern; endlich sagte sie gebrochen:

„Ha! — Wie viele Hindernisse! — eine Mauer — noch eine — wieder eine — und so immer mehr."

„Diese Mauern verschließen Ihnen den Weg, nicht wahr?"

„Ja."

„Scheint es nicht, daß sie gebaut wurden, um an verschiedenen Stellen einen geheimen Gang zu versperren und diesen unfindbar zu machen?"

„Ja."

„Sehen Sie weiter!“

Der Körper des jungen Mädchens versank in einen regungslosen Zustand. Sie schien zu schlafen. Plötzlich stieß sie einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Was sehen Sie denn?“ fragte Horner begierig.

„Gold!“ antwortete sie.

„Viel Gold?“

„Haufen! Dies Gold ist schon lange dort. Die von der Feuchtigkeit zerstörten Säcke haben sich geöffnet, und ihr Inhalt bedeckt den Boden.“

„Sehen Sie nicht auch Edelsteine?“ fragte Horner mit zitternder Stimme.

„Ja; ein großer Kasten ist da, gefüllt mit Diamanten, Rubinen und Smaragden, von denen im Dunkeln ein heller Glanz ausgeht.“

Der Magnetiseur wendete sich zu Rodille.

„Ich glaube, wir wissen jetzt genug,“ sagte er.

„Ohne Zweifel,“ erwiderte der Dieb freudig, „Sie können Blanka wecken.“

Die Beiden verabredeten jetzt, noch an demselben Tage mit der Post nach der Bretagne zu reisen und Blanka mitzunehmen, da diese ihnen als Führerin dienen sollte. Rodille ging und versprach, in drei Stunden mit dem Postwagen und einem Reiseanzuge für Blanka wieder da zu sein.

Begleiten wir den Elenden nach der Museumstraße; anstatt jedoch mit ihm in seine Wohnung zu treten; wollen wir uns in das Dachstübchen Paul Merciers begeben.

Dieser Tag, der dreißigste seit dem Verschwinden Blankas, war von dem jungen Manne zur Ausführung des von ihm beschlossenen Selbstmordes be-

stimmt. Was war das Leben noch für ihn? Er wollte sich am Abend in der Seine ertränken, um diesem qualvollen Leben ein Ende zu machen. Als der Abend gekommen war, warf er noch einen Blick auf das düstere Stübchen, wo er so unglücklich gewesen war, und stieg dann langsam die Treppe hinunter; und schon befand er sich auf dem Flure, der zur Straße führte, als eine Stimme ihn rief. Es war die der Hausschließerin. Sie bat ihn, einen Augenblick zu ihr zu kommen. Paul hoffte nichts; jedoch er begab sich zu ihr und fragte sie, was sie von ihm verlange.

„Der Briefträger hat mir so eben einen Brief für Sie gebracht," sagte die Frau.

Der junge Mann streckte die Hand nach demselben aus; aber die Frau sagte:

„Er kostet drei Sous."

Paul lächelte traurig.

„In diesem Falle," sagte er, „behalten Sie den Brief und geben Sie ihn dem Briefträger zurück."

„Und weshalb denn, Herr Mercier?"

„Weil ich durchaus nichts besitze, um das Porto zu bezahlen."

„O, so schlimm steht es mit Ihnen, junger Mann? Nun! nehmen Sie nur den Brief; Sie werden mir das auf eine andere Weise bezahlen."

Und bevor der junge Mann antworten konnte, hatte sie den Brief erbrochen und entfaltet und hielt ihn geöffnet ihrem Miether hin. Gerührt über diese Freundlichkeit, trat Paul zu der Lampe und las die wenigen Zeilen des Briefes. Aber kaum hatte sein

Blick dieselben verschlungen, als er einen Freudenschrei ausstieß.

„Ha!“ sagte er mit bewegter Stimme zu der staunenden Frau, „Gott lohne es Ihnen! Sie haben mir so eben das Leben gerettet!“

Darauf eilte er, wie ein Wahnsinniger, die Treppe hinunter und verließ das Haus.

L.

Ein Sonnenblick an düsterm Himmel.

Paul hatte folgende Worte gelesen:

„Lieber Paul, ich schreibe Ihnen heimlich und in aller Eile. Wird dieser Brief zu Ihnen gelangen? Wollte Gott! — Fritz Horner und Rodille führen mich aus Paris; ich hörte das Wort Bretagne aussprechen. Diese Menschen flößen mir Furcht ein — ich fühle, daß ich bei ihnen stets in Gefahr bin. Folgen Sie mir, Paul, vertheidigen Sie, retten Sie mich, wenn Sie mich lieben!

„Blanka.“

Dieser Brief lehrt uns die Ursache der plötzlichen wahnsinnigen Freude des jungen Mannes. Blanka war für ihn nicht mehr verloren! Er mußte zu ihr! Vielleicht fand er sie noch in Paris, und vielleicht gelang es ihm noch, ihre Abreise zu verhindern! Auf welche Weise? Darnach fragte er sich nicht. Er stürzte durch die Straßen dahin, ohne auf das zu achten, was um ihn vorging. Plötzlich beim Ueberschreiten

einer Straße hörte er das Wort „Vorgesehen!“ von einer kräftigen Stimme gesprochen. Er wollte stehen bleiben; aber sein Inneres trieb ihn unwiderstehlich weiter. Ein großes Geschrei erhob sich; eine unerhörte Empfindung bemächtigte sich seiner; dann sah er nichts, und hörte er nichts mehr. Ein vor ein Cabriolet gespanntes Pferd hatte ihn zehn Schritt weit ohne Bewußtsein fortgeschleudert. Als er nach einer Viertelstunde wieder zu sich kam, saß er in einem Lehnstuhl in dem Laden eines Apothekers; nasses Linnen kühlte seine Stirn; ein Arzt ließ ihn eine Flüssigkeit einathmen, und ein eleganter junger Mann betrachtete ihn mit lebhafter Theilnahme. Es war der Besitzer des Cabriolets.

Zum Glück hatte Paul nicht den geringsten Schaden erlitten, und der Arzt gestattete ihm, seinen Weg fortzusetzen. Da trat der elegante junge Mann zu Paul und sagte zu ihm:

„Mein Herr, ich wäre untröstlich gewesen, wenn Ihnen ein Unglück widerfahren wäre. Hier ist meine Karte; ich bitte Sie, kommen Sie zu mir, wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann; Sie würden mich glücklich machen, wenn Sie mir die Gelegenheit verschafften, Ihnen nützlich zu sein.“

Die von dem Straßenschmutz ganz befleckte Kleidung verrieth das tiefste Elend. Der feine junge Mann fügte mit leiser Stimme, um Paul nicht zu demüthigen, hinzu:

„Der schreckliche Fall hat Ihre Kleidung ganz zerrissen und in Unordnung gebracht. Es ist billig, daß Sie mir gestatten, sie Ihnen zu ersetzen.“

Und ohne von Paul eine Antwort zu erwarten,

ließ er in dessen Hand eine kleine Börse und seine Karte gleiten; darauf verließ er schnell die Apotheke, stieg in sein Cabriolet und verschwand.

Paul Mercier entfernte sich ebenfalls, nachdem er dem Apotheker und dem Arzte innig für ihre Bemühungen gedankt hatte. Als er vor dem erleuchteten Fenster eines Ladens vorüberkam, zog er die Börse und die Karte heraus. Die Karte trug einen aristokratischen Namen; die Börse enthielt sechs Goldstücke, ein wahres Vermögen für Paul, der nichts besaß und buchstäblich vor Hunger umkam. Er erkannte die Hand Gottes, segnete ihn von Grund seiner Seele und dankte seinem edlen Wohlthäter.

Es war Nacht, als er nach der Amandiersstraße gelangte. Er war entschlossen, von dem Magnetiseur Blanka als seine Braut zu fordern und im Falle der Weigerung die Polizei zu Hülfe zu rufen. Er zog daher kräftig die Glocke. Nach einigen Minuten öffnete die Magd.

„Zu wem wünschen Sie?“ fragte sie.

„Zu dem Doktor Horner.“

„Kenne ich nicht.“

„Ich wollte sagen, Herr Lerroux.“

„Ha! Herr Lerroux. Da kommen Sie zu spät; er ist vor drei Stunden mit seinem Freunde und dem Fräulein abgereist. Wenn Sie ihnen nachlaufen wollen, so rathe ich Ihnen, sich zu beeilen.“

Paul ließ den Kopf sinken; die Magd sah ihn aufmerksam an.

„Ha!“ sagte sie, „ich erkenne Sie; sollten Sie nicht der junge Mann sein — wie heißen Sie doch?“

„Paul Mercier.“

„Richtig! Ich dachte es mir — ich trug ja den Brief nach der Post. Ich that vielleicht unrecht; allein das arme Fräulein bat mich so, daß ich nicht widerstehen konnte; und Sie müssen ja ihr Geliebter sein, das ist gewiß, und für die Verliebten interessire ich mich.“

„O gewiß,“ murmelte Paul bewegt, „wohin ich mich heute wende, finde ich brave Herzen. Hört das böse Geschick auf, mich zu verfolgen? Wird mein Stern endlich leuchten?“

Paul eilte jetzt fort und erquickte sich an einem lange entbehrten kräftigen Mahle. Darauf begab er sich nach der Post, um Erkundigungen einzuziehen, und die Folge derselben war, daß es außer Zweifel war, daß Fritz Horner den Weg nach der Bretagne eingeschlagen hatte.

LI.

Tristan.

Zwei Tage nach diesen Ereignissen gegen zehn Uhr Morgens finden wir auf dem Wege von Paris nach Quimper in der Nähe von Ploërmel einen mit einem magern Pferde bespannten und mit Leinwand bedeckten Wagen, der langsam dahin fährt. Ein ärmlich gekleideter Mann mit langem grauwerdenden Barte und einem mit Eisen beschlagenen Stocke führt das Pferd am Zügel. Ein großer, prächtiger Hund geht munter neben her. Dieser Mann ist Jean Vaubaron, begleitet von seinem treuen Tristan. Vau-

baron oder vielmehr der Mann mit den Wachsfiguren, wie man ihn überall nannte, durchzog ganz Frankreich mit seinem Karren, der ein Dutzend von ihm verfertigter und mit Bewegung begabter Figuren enthielt, mit deren Vorstellung er sich seinen Lebensunterhalt erwarb.

Düstere Ahnungen erfüllten an diesem Morgen Vaubarons Seele, als ihn ein unerwartetes Ereigniß plötzlich seinen Gedanken entriß. Er machte auf einer Anhöhe Halt, um seinem armen Pferde einige Ruhe zu gönnen, und setzte sich auf einen Steinhaufen neben dem Wege. Tristan legte sich zu seinen Füßen. Plötzlich gab der Hund eine auffallende Unruhe zu erkennen; er sah nach dem nahen Gehölz und ließ ein dumpfes Brummen hören, indem er eine drohende Gebärde annahm. Vaubaron blickte ebenfalls nach dem Gehölz und zitterte, denn er sah eine abgemagerte Wölfin mit schäumendem Maule und flammenden Augen auf sich zukommen. Er sprang schnell auf und machte sich zur Vertheidigung bereit, indem er seinen eisenbeschlagenen Stock schwang.

Aber die Wölfin kümmerte sich nicht um den Menschen; sie sah nur auf Tristan. Sie sprang auf ihn zu und versuchte, ihn bei der Kehle zu packen. Aber der wackere Hund wußte dem Angriff zu entgehen und stürzte sich nun seinerseits auf seine schreckliche Feindin. Er packte sie fest in den Hals, und es entspann sich nun ein furchtbarer Kampf, in welchem beide Thiere sich an der Erde hin und her wälzten. Vaubaron war für Tristan besorgt und erwartete den günstigen Augenblick, um mit seinem mit Eisen beschlagenen Stocke das Haupt der Wölfin zu treffen. Wohl zehn

Mal hatte er den Stock schon erhoben; aber stets mußte er bei der schnellen Bewegung der Thiere fürchten, seinen treuen Hund zu treffen. Endlich war der Augenblick gekommen. Der Stock fuhr nieder, und das wilde Thier lag mit zerspaltenem Schädel am Boden.

Vaubaron trat jetzt einige Schritte zurück und rief Tristan. Der Hund lag erschöpft da; aber er erhob sich und kam zu seinem Herrn. Sein Blut floß aus zehn Wunden. Allein Vaubaron fand nach einer Prüfung derselben, daß keine gefährlich wäre. Er nahm den Hund und legte ihn auf das Stroh, welches sich auf dem Vordertheil des Wagens befand. Dann fuhr er nach einem unten im Thale fließenden Bache. Hier sprang der Hund von selbst herunter, trank begierig und tauchte in dem Wasser unter. Als er wieder herauskam, bluteten seine Wunden nicht mehr; er begann, freudig um seinen Herrn herumzulaufen, und Vaubaron, völlig beruhigt, setzte seinen Weg fort und gelangte um fünf Uhr Nachmittags nach der kleinen Stadt Ploërmel. Er kehrte in dem Postgasthause ein und gab, wie gewöhnlich, eine Vorstellung mit seinen Wachsfiguren. Nach der Vorstellung ließ er sich von dem Gastwirthe sein Zimmer anweisen. Dies lag neben dem Pferdestall. Vaubaron erhob seine Seele zu Gott, wie er es jeden Abend that, gedachte noch einmal an seine Tochter, streichelte noch einmal seinen Hund und sank dann in einen tiefen Schlaf.

Nach zwei Stunden wurde er durch ein Geräusch geweckt. Ein Wagen war vor dem Posthause vorgefahren, und der Postillon begann abzuspannen. Vau-

baron hätte auf diese so gewöhnliche Erscheinung nicht geachtet, wenn der Hund, der ebenfalls erwacht war, nicht plötzlich wüthend aufgesprungen wäre. Er begann zu heulen, wendete sich zu der Thür und schlug, wie rasend, seine Tatzen in das Holz derselben. Vaubaron konnte diese unerhörte Wuth des Hundes nicht begreifen. Vergeblich suchte er ihn zu beruhigen. Der Hund wurde immer wüthender. Vaubaron sprang aus dem Bett und kleidete sich an; er wollte sich überzeugen, was draußen geschähe. Er befestigte einen Strick an dem Halsbande des Hundes und öffnete die Thür. Tristan machte in diesem Augenblick einen so gewaltigen Sprung, daß er sich fast losgerissen hätte. Aber Vaubaron war auf seiner Hut.

Auf der Straße wartete ein Reisewagen. Vaubaron wollte sich zu demselben wenden. Aber es war zu spät. Der neue Postillon setzte sich so eben auf den Bock, schwang die Peitsche, und die Pferde liefen im Galopp dahin. Tristan stieß ein wüthendes Geheul aus.

Der Postillon von der vorigen Station schickte sich an, zurückzukehren. Vaubaron fragte ihn, was für Personen er so eben hierher gebracht habe.

„Meiner Treu, das weiß ich nicht," antwortete der Postillon. „Alles, was ich von ihnen weiß, ist, daß sie gern schnell fahren und gut bezahlen."

„Es sind Männer?"

„Es sind ihrer zwei, und sie haben ein hübsches kleines Fräulein bei sich."

„Und wohin gehen sie?"

„Nun, nach Josselin; denn das ist die nächste

Poststation; allein, ob sie da bleiben, oder weiterfahren, das weiß ich nicht."

Bei diesen Worten trabte der Postillon davon. Baubaron kehrte in sein Zimmer zurück, indem er bei sich sagte:

„Zwei Männer und ein junges Mädchen! Was geht mich das an? Aber woher denn diese Wuth Tristans, und weshalb bin ich so bewegt, wenn ich denke, daß so eben ein junges Mädchen hier durchgekommen ist?"

LII.

Das verlassene Haus.

Die Wuth Tristans war begründet. Der brave Hund hatte Rodille, seinen Feind, gewittert!

Rodille und Horner gelangten am nächsten Morgen nach Quimper. Da Blanka von der Reise zu stark angegriffen war, so erklärte Horner, daß man ihretwegen einige Stunden ruhen müsse, da man sonst das Aeußerste zu befürchten habe. Rodille mußte nachgeben. Er benutzte den Rest des Tages, um Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr, daß das kleine Dorf Baubaron ungefähr drei Meilen von Quimper in der Nähe der berühmten Küste von Penmarch läge, sowie auch, daß sich neben dem Dorfe die Ruinen eines alten Schlosses befänden, welches einst einer längst in Vergessenheit gerathenen Familie gehörte. Rodille nahm ein Pferd und machte sich auf den Weg nach dem Dorfe. Er hatte es bald erreicht und ritt durch die einzige Straße desselben. Es be-

stand aus ungefähr zwanzig elenden Hütten, aus denen bei dem Geräusch von Pferdetritten nur Frauen und Kinder neugierig herauskamen; die Männer waren beim Fischfange. Rodille betrachtete unmuthig die engen und schmutzigen Hütten.

„Wo Teufel werden wir wohnen?" fragte er sich.

Er setzte jedoch seinen Weg nach dem Hügel fort und fühlte sich bald von seiner Unruhe erleichtert; denn er erblickte, in dem Gebüsch versteckt, jenes Haus, von welchem Blanka gesprochen hatte, und welches im Vergleich mit den Hütten des Dorfes ein Palast zu sein schien. Dies Haus befand sich in dem elendesten Zustande, da es seit vielen Jahren nicht bewohnt war. Aber Rodille machte sich daraus nichts und hielt es für wahrscheinlich, daß der Besitzer desselben es ihm für einen anständigen Preis auf einige Wochen vermiethen werde. Hierüber beruhigt, stieg Rodille den Hügel hinauf und begab sich zu den Ruinen. Nur mit Mühe konnte er sich einen Weg bahnen durch die Trümmer, die Dornsträucher und die vielen rankenden Pflanzen, die sich seinen Schritten widersetzten, und er überzeugte sich immer mehr, daß man hier ohne die Führung Blankas keinen Erfolg erreichen würde.

Da er es für unnütz hielt, hier länger zu verweilen, so schritt er den Hügel wieder hinunter, bestieg sein Pferd, welches er an einen Baumstamm gebunden hatte, und begab sich wieder nach dem Dorfe. Hier erfuhr er auf seine Fragen den Namen und die Wohnung des Besitzers jenes verfallenen Hauses, der in Quimper wohnte. Nach der Stadt zurückgekehrt, begab er sich sogleich zu dem Eigen-

thümer, dessen Ueberraschung groß war, als er vernahm, daß ein Miether für sein Haus vor ihm stehe. Er stellte so bescheidene Bedingungen, daß Robille sie ohne Widerrede annahm, und übergab seinem Miether die nöthigen Schlüssel.

Am nächsten Morgen begab sich Robille mit Horner und Blanka auf einem Wagen nach dem Dorfe Vaubaron.

LIII.

Die Verfolgung.

Sobald Paul Mercier die Gewißheit erlangt hatte, daß der Postwagen, in welchem sich Blanka, Robille und Horner befanden, seine Richtung nach der Bretagne auf der Straße nach Alençon genommen hatte, eilte er nach dem Büreau der Diligence und erfuhr hier zu seiner Freude, daß eine Diligence in wenigen Minuten nach Brest abfahren sollte. Er erhielt einen Platz bis Rennes, wo ein Seitenweg nach Quimper führte. Nach zehn Minuten setzte sich der Wagen in Bewegung. Auf jeder Station zog Paul von den Postillonen Erkundigungen ein, und er erhielt die Gewißheit, daß die beiden Männer mit Blanka diesen Weg eingeschlagen hätten. Bis Rennes ging Alles ganz gut; aber hier theilte sich der Weg; die gerade Straße führte nach Brest, die Seitenstraße nach Quimper. Welche sollte er wählen? Er beschloß, durch eine unbestimmte Aussage eines Postillons getrieben, den Weg nach Quimper einzuschlagen. Da aber sein Geldvorrath

immer mehr zusammenschmolz, so entschied er sich, zu Fuß zu wandern. Er ging zwölf Stunden hintereinander und erreichte am Abend, von Ermüdung überwältigt, Ploërmel. Hier kehrte er im Posthause ein und erhielt dasselbe Zimmer, wo drei Tage vorher Vaubaron geschlafen hatte. Mit Anbruch des nächsten Morgens setzte er, noch matter, als am vorigen Tage, seinen Weg fort. Er erreichte die Stadt Josselin; aber seine Schritte wurden immer langsamer, und als er in der Nähe von Locminé war, fühlte er plötzlich, daß seine Sinne ihm schwanden. Er wollte sich auf seinen Stock stützen; aber dieser kam ihm, wie ein dünner Stab vor, und bewußtlos sank er um und rollte in einen der flachen Gräben, welche neben der Landstraße hinliefen.

Aus dieser Ohnmacht wurde er durch eine theils erfrischende, theils brennende Empfindung gezogen. Ein schlecht gekleideter Mann kniete neben ihm, kühlte seine Stirn mit einem in frisches Wasser getauchten Linnen und goß ihm einige Tropfen Brandwein in den Mund. In einiger Entfernung stand ein mit einem magern Pferde bespannter Wagen, neben dem ein großer Hund lag.

„Nun, armer junger Mann," sagte der Fremde, „geht es jetzt besser?"

Paul bejahte es. Der Mann fragte ihn, was ihm begegnet wäre.

„Ich kann es selbst nicht sagen; ich glaube, es war eine Schwäche in Folge von Ermüdung."

„Sie kommen also weither?"

„Von Paris!"

„Zu Fuß!" rief der Mann aus, in dem wir schon unsern Baubaron erkannt haben.

„Nein, mein Herr, ich reise erst von Rennes aus zu Fuß. Aber ich bin an das Gehen nicht gewöhnt."

„Und haben Sie noch weit zu gehen?"

„Ich weiß es nicht."

Baubaron konnte seine Ueberraschung nicht verbergen.

„Sie wissen es nicht?" sagte er.

„Mein Gott, ja, das Ziel meiner Reise ist da, wo ich Personen eingeholt haben werde, die mir voraus sind, und an deren Erreichung mir viel gelegen ist."

Baubaron wollte den jungen Mann nicht durch weitere Fragen verletzen und bot ihm einen Platz auf seinem Wagen an, da er nach Quimper gehe. Paul fragte ihn, wie lange sie bis dahin zubringen würden. Als Baubaron ihm sagte, daß es drei Tage dauern würde, wollte Paul zu Fuß gehen, da er so hoffte, schneller sein Ziel zu erreichen. Aber als er es versuchte, aufzustehen, fühlte er, daß er nicht im Stande sei, auch nur einen Schritt zu gehen, und er sah sich genöthigt, von dem Anerbieten Baubarons Gebrauch zu machen. Nachdem dieser dem jungen Mann einen bequemen Sitz auf seinem Wagen bereitet hatte, nahm er selbst den Zügel des Pferdes in die Hand und setzte sich wieder langsam in Bewegung.

LIV.

Die Ruinen.

Rodille und Horner ließen einige Tage vergehen, ehe sie etwas unternahmen, um die Aufmerksamkeit nicht zu erregen. Sie hatten sich aber die zu dem Werke nöthigen Werkzeuge verschafft, zwei Spaten, zwei Hacken und zwei Hebel. Während Rodille Alles zu dem Unternehmen vorbereitete, machte Horner mit Blanka täglich an dem Strande des Oceans Spaziergänge. Diese übten einen heilsamen Einfluß auf Blankas Gesundheit aus, und bald zeigte sich auf ihrem bleichen Gesicht wieder ein liebliches Roth. Sie begriff jedoch nicht, weshalb diese Männer sie hierher geführt haben konnten.

Am vierten Tage sagte Rodille zu dem Doctor:

„Heute Abend soll es geschehen.“

„Abgemacht,“ erwiderte Horner.

Die Nacht kam. Um zwölf Uhr brachen sie auf. Blanka wurde aufgefordert, sie zu begleiten, unter dem Vorwande, daß man einen nächtlichen Spaziergang unternehmen wollte. Man begab sich zu den Ruinen. Als man hier einen freien Platz erreicht hatte, in dessen Mitte ein Granitblock lag, wendete sich Horner zu dem jungen Mädchen und sagte, indem er auf den Stein hinwies:

„Setzen Sie sich!“

Blanka gehorchte. Der Magnetiseur fuhr fort:

„Und jetzt schlafen Sie!“

„Ach!“ stammelte die Unglückliche, „also deshalb geschah es?“

Aber schon machte Horner seine Handbewegungen, und die Wirkung erfolgte augenblicklich. Darauf sagte er:

„Blicken Sie um sich. Erkennen Sie den Ort, wo Sie sich befinden?

„Ja, es ist derselbe, den Sie mir vor einigen Tagen zu sehen befahlen.“

„Was befindet sich unter unsern Füßen?“

„Gemauerte Gewölbe.“

„Und in diesen Gewölben?“

„Ein unermeßlicher Schatz.“

„Wo ist der Eingang zu den Gewölben?“

„An dem andern Ende der Höhle.“

„Sehen Sie ihn?“

„Ich sehe ihn.“

„Führen Sie uns.“

Blanka stand auf. Es war das erste Mal, daß sie in ihrem somnambulen Zustande sich in Gegenwart Horners und Rodilles in Bewegung setzte. Beide betrachteten sie mit gespannter Neugier und folgten ihr. Sie schritt so sicher über alle Hindernisse dahin, als befände sie sich im wachen Zustande. Endlich gelangte sie zu einem halbzerfallenen Thurm. Sie bog die Zweige eines Dornstrauches, welcher den Eingang verdeckte, zurück und trat in den Thurm. Rodille und Horner thaten ein Gleiches und fanden, als sie Blanka erreichten, diese unbeweglich am Rande eines tiefen Brunnens stehen, der sich mitten im Thurme befand.

„Hier ist es!“ sagte sie mit dumpfer Stimme.

Nodille bückte sich, nahm einen Stein auf und warf ihn in den Brunnen. Es vergingen mehrere Sekunden. Endlich ließ sich das schwache Geräusch eines in's Wasser fallenden Körpers vernehmen.

LV.

Der Schatz.

Die beiden Männer sahen sich mit sichtbarer Unruhe an.

„Unmöglich können wir auf dem Boden dieses Abgrundes einen Schatz suchen," sagte Nodille; „die Somnambule muß sich geirrt haben."

„Das wollen wir gleich sehen," versetzte der Doktor.

Er wendete sich zu dem jungen Mädchen und fragte:

„Weshalb führen Sie uns zu diesem Brunnen?"

„Weil hier der Eingang zu den Gewölben ist."

„Irren Sie sich auch nicht?"

„Ich irre mich nicht."

„Aber zwanzig Leitern würden ja nicht hinreichen, um auf den Grund des Brunnens zu gelangen."

„Leitern sind nicht nothwendig."

„Aber wie sollen wir hinabsteigen?"

„Ich sehe eiserne Griffe, die in den Granit eingemauert sind und die Bestimmung haben, die Hände und Füße derjenigen zu unterstützen, welche den Muth haben werden, in den Abgrund zu steigen."

„Müssen wir bis auf den Grund des Brunnens?"

„Nein. In der Tiefe von kaum zwanzig Fuß öffnet sich der Gang, der zu den Gewölben führt.“

„Sind Sie im Stande, voranzugehen und uns den Weg zu zeigen?

„Ja.“

„Thun Sie es.“

Kaum hatte Horner diesen Befehl ertheilt, so kniete Blanka auf den Rand des Brunnens nieder, ergriff mit der rechten Hand einen unsichtbaren Gegenstand und ließ sich in die gähnende Tiefe hinunter.

„Wir müssen ihr folgen!“ sagte Rodille.

„Gewiß,“ versetzte der Doktor; „aber was sollen wir da im Finstern machen?“

„Ich habe für Alles gesorgt.“

Rodille zog ein Feuerzeug und mehrere kleine Wachslichte aus der Tasche. Er zündete zwei von ihnen an, eins gab er Horner, das andere behielt er für sich. Hierauf stieg er vorsichtig mit Hülfe der Vorsprünge hinab.

„Ich bin da,“ sagte er nach kurzer Zeit; „und ich sage Ihnen, ohne zu große Mühe.“

Fritz Horner stieg jetzt ebenfalls hinab und befand sich bald neben Rodille und Blanka an dem Anfang eines Ganges, der ziemlich lang zu sein schien. Blanka stand unbeweglich, mit geschlossenen Augen, wie eine Marmorbildsäule da. Horner sagte gebieterisch zu ihr:

„Führen Sie uns!“

Blanka fing alsbald an, langsam weiter zu schreiten. Nachdem man ungefähr hundert Fuß in gerader Linie durchlaufen hatte, machte der Gang plötzlich eine Wendung nach links. Anstatt aber hier weiter zu

gehen, blieb Blanka stehen und sagte, indem sie die Wand zur Rechten mit ihrem Finger berührte:

„Hier ist der Weg.“

„Müssen wir die Mauer durchbrechen?“ fragte der Doktor.

„Ja.“

„Was werden wir hinter ihr finden?“

„Die Schätze, welche Sie suchen.“

„Und wieviel Mauern stellen sich uns entgegen?“

„Noch fünf.“

Fritz Horner wendete sich an seinen Genossen und sagte:

„Aber es fehlen uns die nöthigen Werkzeuge.“

„Wir werden sie in fünf Minuten haben.“

„Wo sind sie denn?“

„Ich habe sie ganz in der Nähe unter einem Gebüsch versteckt. Warten Sie, ich werde sie holen.“

Kaum hatte Noville dies gesagt, so war er schon fort. In fünf Minuten war er zurück und brachte zwei Hacken und zwei Brechstangen mit. Alsbald begaben sie sich an die Arbeit. Sie war sehr schwierig, und nach fünf Stunden hatten sie erst durch zwei dieser starken Mauern eine Oeffnung gemacht, durch welche sie hindurch steigen konnten. Es blieb ihnen also für die folgenden Nächte noch eine doppelte Arbeit.

Uebergehen wir das Werk der zweiten Nacht, und kommen wir gleich zu der dritten, derjenigen, welche das Werk mit Erfolg krönen sollte. Es war ungefähr drei Uhr Morgens, als die Oeffnung in der letzten Mauer, welche die Abenteurer noch von dem Schatze trennte, vollendet war. Noville sprang, eine Laterne

in der Hand, hindurch und stieß einen Schrei der freudigsten Ueberraschung aus. Ein ungeheurer Schatz von Gold lag vor seinen Augen am Boden des geheimnißvollen Gewölbes. Fritz Horner konnte seinen Augen kaum trauen. Er blieb äußerlich ruhig; aber in Wirklichkeit war er trunken vor Freude über den Gedanken an den Besitz eines ungeheuren Vermögens. Rodille konnte sein Entzücken nicht mehr unterdrücken; er warf sich auf das offen daliegende Gold, als wollte er es mit einem Male in Besitz nehmen, und rief aus:

„Endlich bin ich doch wahrhaft reich! Alles dies ist mein! Mein ist der Schatz! Mein die Millionen!"

Fritz Horner hob schnell den Kopf in die Höhe und versetzte mit schneidender Stimme:

„Ich glaube, Gevatter, Sie drücken Ihren Gedanken nicht richtig aus. Sie wollten sagen: Alles dies ist unser! Unser ist der Schatz! Unser die Millionen!"

LVI.

Ein Mord.

„Ei, Gevatter," sagte Rodille, der seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte, lächelnd, „Sie scheinen mir sehr schnell empfindlich zu werden! Ihre Interessen, glauben Sie mir, sind mir ebenfalls so theuer und heilig, wie die meinigen, und wenn ich gesagt habe: Dies ist mein! so wollte ich dies bloß von meinem Antheil sagen."

„Ha!" versetzte der Doktor, „ich würde auch sonst

trotz meines sanften Charakters wie ein entfesselter Löwe werden, wenn man mich, wie einen Dummkopf, behandeln wollte."

„Beruhigen Sie sich; Niemand denkt daran," erwiderte Rodille lächelnd, „Sie hatten schon immer meine Achtung, die Ihnen als einem der reichsten Männer Frankreichs gebührt! Dieses Gefühl muß ich Ihnen jetzt auch einflößen! Begrüßen wir uns also, Gevatter! Den Hut ab vor den Millionen und vor den Millionairen!"

„Wie schaffen wir nur all dies Gold fort?" fragte Horner, „wir werden viel Zeit brauchen!"

„Auch dafür habe ich gesorgt," entgegnete Rodille, „ich habe kleine Säcke mitgebracht, die nicht reißen werden, wie ihre Vorgänger. Beeilen wir uns, Gevatter! Wenn wir recht fleißig sind, können wir diese Nacht vielleicht noch eine zweite Reise unternehmen."

Die beiden Männer füllten die Säcke, und als sie ihnen schwer genug zu sein schienen, luden sie dieselben auf ihre Schultern und gingen zusammen den Gang zurück. Blanka, welche der Doktor sich wohl hütete zu wecken, schritt ihnen vorauf. Rodille hatte auch noch den kleinen, mit Edelsteinen gefüllten Kasten genommen. Sie erreichten den Ausgang und begaben sich zu dem kleinen Hause, wo sie die Schätze in einem versteckten Winkel niederlegten. Nachdem sie Blanka in ein Zimmer eingeschlossen hatten, machten sie noch einen Gang nach dem Gewölbe und kehrten ebenso reich beladen zurück, wie das erste Mal. Der anbrechende Tag unterbrach ihre Arbeit. In den beiden folgenden Nächten setzten sie ihre Besuche in den Ge-

wölben fort, und das kleine Haus strotzte schon von Gold. Dennoch war der Schatz noch nicht erschöpft.

„Gevatter,“ sagte jetzt Rodille zu dem Doktor, „in dieser Hütte ist unser Schatz nicht sicher. Lassen Sie ihn uns erst in Sicherheit bringen; dann können wir nach Belieben wiederkommen und das Uebrige nachholen.“

Horner war natürlich damit einverstanden. Rodille besorgte einen festen, mit Stroh beladenen Wagen und zwei Bauernanzüge.

In der darauf folgenden Nacht war Alles zur Abreise fertig.

„Lassen Sie uns den Wagen beladen,“ sagte Horner.

„Das wollen wir thun,“ entgegnete Rodille, „doch zuerst wollen wir theilen.“

„Nun! Das ist ja einfach! Jeder nimmt die Hälfte.“

„Die Hälfte? Ei, wo Sie hinauswollen, Gevatter! So meine ich es durchaus nicht.“

„Wirklich? Und wie meinen Sie denn?“

„Ich will einen doppelten Antheil als Auffinder des Schatzes, von dem Sie ohne mich nichts erfahren hätten.“

„Freilich; aber ohne meine Somnambule hätte Ihnen Ihre Entdeckung nicht einen Sou eingebracht.“

„Nun! Lassen wir das!“ entgegnete Rodille zornig; „ich bleibe bei meinem Willen! Ich verlange einen doppelten Antheil, und wahrhaftig, ich werde ihn erlangen!“

„Auch wenn ich mich dem widersetze?“

„Gewiß! Ich werde Sie zwingen.“

„Und wie wollen Sie das anfangen?“

„Ich schieße Ihnen eine Kugel vor den Kopf, dann brauche ich gar nicht mehr zu theilen.“

Bei diesen Worten zog er seine beiden kleinen Pistolen und richtete ihre Läufe auf den Doktor. Dieser verzog keine Miene; sondern griff ebenfalls in die Tasche und holte ein Paar geladene Pistolen hervor.

„Meiner Treu!“ sagte Rodille lächelnd; „wir sind ganz dazu gemacht, uns zu verstehen, und es wäre Schade, wenn Einer von uns den Andern umbrächte. Ich will Ihnen also nachgeben; nehmen Sie Ihre Hälfte, da Ihnen so sehr daran gelegen zu sein scheint.“

„Reden Sie im Ernste?“

„Gewiß.“

„Und ehrlich?“

„Hüten Sie sich, daran zu zweifeln. Zum Beweise stecke ich meine Waffen fort. Ahmen Sie mein Beispiel nach, und bleiben wir gute Freunde.“

Die Pistolen Rodilles waren schon verschwunden. Fritz Horner steckte die seinigen in die Tasche; aber in diesem Augenblick spannte er die Pistole, welche er in der Rechten hatte, zog sie wieder hervor und schoß sie auf Rodille ab. Aber die Kugel prallte an dem breiten Ledergürtel ab, den Rodille um seine Bauernkleidung gelegt hatte; und ehe Horner seine zweite Pistole spannen konnte, traf ihn die Kugel Rodilles in die Brust. Ohne einen Schrei auszustoßen, sank er leblos zu Boden.

Ein dumpfer Schrei aus dem Nebenzimmer war

die Erwiderung auf das Geräusch des fallenden Körpers. Er kam von Blanka. Rodille begriff, daß sie Alles gehört habe.

„Sie weiß jetzt zuviel davon,“ sagte er, „man muß ein Ende mit ihr machen.“

Er öffnete schnell die Thür und fand das Zimmer leer. Blanka war aus dem nur zwei Fuß über dem Erdboden befindlichen Fenster gesprungen und entfloh in der Finsterniß. Rodille schoß auf gut Glück nach ihr; und als das aufblitzende Pulver ihm in der Ferne die Gestalt Blankas zeigte, schwang er sich ebenfalls zum Fenster hinaus und verfolgte die Fliehende.

LVII.

Der Fang.

Vaubaron war mit seinem Patienten, für den er eine ihm selbst unerklärliche Theilnahme empfand, nach Locminé gelangt. Sie nahmen hier in dem einzigen Gasthofe des Ortes ihre Herberge. Jetzt stellten sich jedoch bei Paul Mercier die traurigen Folgen seiner zu großen Anstrengungen ein. Ein heftiges Fieber befiel ihn, und erst nach acht Tagen war er im Stande, sich wieder im Freien zu bewegen. Da erfuhr er, daß der Besitzer des Gasthofes sich am nächsten Morgen nach Quimper begeben wolle, und er bat ihn, ihn auf seinem Wagen dahin mitzunehmen, was der würdige Mann ihm gern gestattete. Da Vaubaron abwesend war, um in der Nachbarschaft Vorstellungen

mit seinen Wachsfiguren zu geben, so richtete Paul einige Zeilen an ihn, mit der Bitte, ihn in Locminé zu erwarten.

Man gelangte nach Quimper, und hier erhielt Paul durch seine Nachfragen die Gewißheit, daß zwei Männer nebst einem schönen jungen Mädchen hier durchgekommen seien. Paul konnte nicht zweifeln; es mußte Blanka sein, und die Hoffnung, seine Geliebte wieder zu finden, wurde immer stärker in ihm.

Vaubaron hatte die Zeilen Pauls gelesen und machte sich von Neuem auf den Weg, indem er hinterließ, daß er erst am dritten Tage wieder zurückkehren werde. Er hatte sich für diese beiden Tage seine Reiseroute entworfen; aber ein heftiges Gewitter, welches am Abend ausbrach, nöthigte ihn, dieselbe zu verändern, da er das Dorf, wo er zu übernachten gedachte, nicht erreichen konnte. Er wollte es daher am folgenden Tage durch längere Wege und kürzere Vorstellungen wieder einholen. Aber, als der Abend hereinbrach, war sein Pferd so ermattet, daß er es nicht bewegen konnte, weiter zu gehen. Außerdem drohte ein schreckliches Gewitter, wie am vorigen Abend, in jedem Augenblicke auszubrechen. Zum Glück war eine Hütte am Wege; hier brachte Vaubaron, nachdem er seinen Wagen an dem Rande des Weges aufgestellt hatte, sein Pferd unter, machte sich ein Strohlager und band Tristan los, welcher beständig knurrte und schon seit zwei Tagen so böse war, daß Vaubaron ihn an den Wagen binden mußte, damit er nicht etwa die Vorübergehenden anfiele. Er nahm ihn da-

her in die Hütte mit und band ihn hier fest. Darauf streckte er sich auf das Stroh und schlief nach kurzer Zeit ein.

Lassen wir Vaubaron in der Hütte, und kehren wir zu Rodille zurück. Seine Verfolgung war ihm mißglückt. Blanka hatte den Saum des Waldes erreicht, und von der Finsterniß begünstigt, verlor sie sich bald aus den Augen Rodilles. Dieser kehrte in das Haus zurück und zog den Wagen, den er gekauft hatte, aus dem Schuppen hervor, lud die aus dem Gewölbe geholten Schätze darauf und bedeckte Alles mit Stroh. Aber der Elende hatte das Gewicht der Last nicht bedacht, und als er das Pferd antrieb, vermochte es den Wagen nicht von der Stelle zu ziehen.

Rodille schäumte vor Wuth. Er sah sich genöthigt, einen Theil des Goldes von dem Wagen zu nehmen, und vergrub es an einem versteckten Orte. Darauf machte er sich mit seinem Fuhrwerk auf den Weg. Die Last war noch immer eine ungeheure; die Räder schnitten tief in den vom Regen erweichten Boden ein. Um der Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu entgehen, beschloß Rodille, bei Tage zu ruhen und des Nachts seinen Weg fortzusetzen. Von einer Rückkehr nach Paris war bei ihm nicht die Rede; er wollte irgend ein Fischerdorf am Meere und hier eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach England zu erreichen suchen, wo er seine Millionen in Ruhe genießen wollte.

Es war gegen drei Uhr Morgens, als Vaubaron, den wir schlafend verließen, durch das Bellen Tristans geweckt wurde. Er richtete sich auf und gebot dem Hunde, zu schweigen. Aber dieser bellte immer lauter und gebärdete sich immer wüthender, indem er es versuchte, sich von seinem Strick loszureißen. Da Vaubaron irgend etwas Außergewöhnliches vermuthete, so stand er auf, ging hinaus und horchte. Die Tritte eines Pferdes und das Geräusch eines schwer beladenen Wagens ließen sich vernehmen. Je näher der Wagen kam, desto mehr nahm Tristans Wuth zu. Endlich war er nur noch fünfzig Schritte von Vaubaron.

„Wer kommt da?" rief dieser.

Rodille hütete sich, ein Wort zu erwidern.

„Wer Sie auch sein mögen," fuhr Vaubaron fort, „ich gebiete Ihnen, Halt zu machen und mir zu antworten; sonst werde ich Sie mit Gewalt verhindern, weiter zu gehen!"

„Ha! So!" versetzte Rodille, überzeugt, daß er es mit einem Straßenräuber zu thun habe, „nun wohl! Bursche, ich rathe Dir, Dich fortzumachen. Sonst schieße ich Dir eine Kugel vor den Kopf!"

Vaubaron stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Er hatte die Stimme Rodilles erkannt. Gott überlieferte ihm endlich diesen Nichtswürdigen! Sich auf ihn stürzen, ihn mit Riesenkraft ergreifen, vom Boden aufheben und ihn in seine Hütte tragen, wie ein Tiger seine Beute in seine Höhle trägt, war das Werk eines Augenblicks. Rodille versuchte es vergeblich, sich loszureißen. Vaubaron band ihm seine Hände auf den Rücken, fesselte seine Füße und warf

ihn wie eine leblose Masse auf das Stroh. Darauf zündete er ein Licht an, setzte es in einiger Entfernung von Rodille auf die Erde und verließ die Hütte, während Tristan seinen Feind mit funkelnden Augen bewachte.

LVIII.

Ein Drama in einer Hütte.

Vaubaron spannte schnell das Pferd Rodilles ab, welches jünger und kräftiger, als das seinige war, schwang sich hinauf und sprengte davon.

Als Rodille, der Vaubaron wohl erkannt hatte, allein war, gewann er bald seine gewohnte Kaltblütigkeit wieder. Die Hauptsache war für ihn zunächst, sich seiner Fesseln zu entledigen. Aber wie das anfangen? Jedoch er wußte sich zu helfen. Er wälzte sich an das Licht und hielt die Stricke, welche seine Hände fesselten, über die Flamme. Der Schmerz, den er empfand, war furchtbar; aber das Werk gelang; die Stricke, durch die Flammen angegriffen, gaben nach, und er hatte seine Arme frei. Jetzt gelang es ihm auch, freilich mit der größten Mühe, seine Füße zu entledigen. Aber da zeigte sich ein neues Hinderniß. Der Strick, an welchem Tristan lag, war lang genug, um Rodille das Verlassen der Hütte unmöglich zu machen. Und um das Entsetzen des Mörders noch zu erhöhen, begann der Hund in diesem Augenblicke, seinen Strick zu zernagen. Wenige Minuten verflossen; der Strick gab nach; Rodille

fühlte eine Wolke vor seinen Augen. Der Hund jedoch, anstatt auf ihn loszuspringen, wälzte sich in einem Anfall der höchsten Wuth am Boden und schien in schrecklichen Krämpfen verscheiden zu wollen.

„Ich werde vorüber kommen;" sagte Rodille bei sich; „er wird mich nicht sehen!"

Und er eilte zur Thür. Aber schon stand Tristan wieder aufrecht da und versperrte ihm den Weg — Rodille bebte zurück — Tristan machte einen Satz.

Vaubaron kehrte mit Anbruch des Tages mit sechs Gensdarmen und einem Brigadier zurück, die er in weiter Entfernung auf der Landstraße getroffen hatte. Er hatte ihnen angezeigt, daß er ihnen einen schweren Verbrecher überliefern wolle, und sie waren ihm schnell nach der Hütte gefolgt. Als sie jedoch eintraten, fanden sie nichts, als einen erwürgten Hund.

„Ha!" stammelte Vaubaron, wie zu Boden geschlagen, „der Elende hat die Flucht ergriffen!"

„Das ist möglich," sagte der Brigadier höhnisch, „bis man ihn jedoch erwischt, zeigen Sie mir doch Ihre Papiere."

„Meine Papiere! Ich habe keine! O fragen Sie nicht weiter! Thun Sie Ihre Pflicht! Ich finde es billig, daß ich Ihr Gefangener bin! Ich habe nur eine Bitte: führen Sie mich so schnell als möglich zu einem Richter; das Leben, die Ehre eines Unschuldigen, die Bestrafung eines Mörders hängen davon ab!"

„Was Teufel! Wenn Sie es so eilig hatten, so

brauchten Sie uns nicht erst hierher zu führen! Nun gut! So wollen wir schnell machen! Vorwärts!"

Einer der Gensdarmen blieb bei der Hütte, um die beiden Wagen zu bewachen, und die Andern entfernten sich im Galopp mit Vaubaron.

LIX.

Die Wachsfiguren.

Paul Mercier hatte in Quimper seine Nachforschungen fortgesetzt. Er hatte erfahren, daß zwei Männer aus Paris nebst einem jungen Mädchen das bekannte einsame Haus bei Vaubaron gemiethet hatten. Konnte er jetzt noch zweifeln? Er vergaß alles Andere und machte sich trotz des eben ausbrechenden schrecklichen Gewitters auf den Weg nach dem ihm bezeichneten Orte. Als es zu tagen begann, erkannte er das Haus, welches man ihm genau beschrieben hatte. Er trat mit klopfendem Herzen ein, und das Erste, was sich seinen Blicken darbot, war die Leiche Fritz Horners. Paul stieß einen Schrei des Entsetzens aus; er erbleichte bei dem Gedanken, daß der Doktor vielleicht nicht das einzige Opfer gewesen sei. Er durchlief das Haus und rief Blankas Namen. Keine Antwort! Er eilte in den Wald und verdoppelte sein Rufen. Da plötzlich trat eine liebliche Erscheinung hinter einer Eiche hervor und warf sich in die Arme Pauls, indem sie stammelte:

„Lieber Paul, an Sie allein habe ich diese Nacht gedacht, als ich nahe daran war, zu sterben! Jetzt

sind wir wieder vereinigt! O im Namen des Himmels, trennen wir uns nicht mehr!"

Darauf entwarf sie Paul einen kurzen Bericht der uns bekannten Thatsachen. Beide eilten nach Quimper zurück. Zwei Stunden darauf machte Blanka vor dem königlichen Procurator ihre Aussage, und dieser begab sich mit einem Untersuchungsrichter nach dem Schauplatz des Verbrechens, nachdem er die bestimmtesten Befehle zur Verfolgung des Mörders ertheilt hatte. Eine Abtheilung der Gensdarmen hatte sich, wie wir sahen, Vaubarons bemächtigt, in der Meinung, den ihnen bezeichneten Mörder zu verhaften.

Der Mann mit den Wachsfiguren wurde nach Quimper geführt und erschien vor dem Prokurator.

„Mein Herr," sagte er mit tiefer Ruhe zu ihm, „ich heiße Jean Vaubaron; ich bin entweder der nichtswürdigste, oder der unglücklichste unter den Menschen! — Ich bin ein Ungeheuer, oder ein Märtyrer! Ich weiß nicht, welche Ahnung es mir sagt, daß die Stunde der Gerechtigkeit nahe ist, und daß Gott sich meiner erbarmt. Sie sehen, daß ich vor Ihnen nicht zittere, und daß mein Blick dem Ihrigen zu begegnen wagt. Hören Sie mich an, Herr Prokurator, und wenn Sie mich gehört haben, so kommen Sie mir zu Hülfe."

Jean Vaubaron erzählte dem Prokurator, der ihm die unermüdlichste Aufmerksamkeit lieh, seine ganze Geschichte. Als der Bericht beendet war, sagte der Prokurator gütig zu ihm:

„Wenn Sie wahrhaft unschuldig sind, wenn der Mann, den Sie anklagen, wahrhaftig schuldig ist,

so können Sie ruhig sein; denn eine Ungerechtigkeit wird gegen Sie nicht begangen werden."

„Ach! mein Herr," rief Vaubaron aus, „verhaften Sie den Mann! — Verhaften Sie ihn, und ich bin gerettet!"

Der Prokurator gab alsbald Befehl, um sich Rodilles zu bemächtigen. Man wußte, daß er sich in den Wäldern noch umhertrieb; es kam nur darauf an, ihn zu verhindern, daß er dieselben verlasse.

Man entwickelte einen außerordentlichen Eifer, um des Verbrechers habhaft zu werden. Ein überallhin entsandtes Signalement, die Wege mit Polizeimännern ganz bedeckt, alle Schenken, alle Aufenthaltsörter in Kenntniß gesetzt, dies Alles machte die Flucht des Schuldigen unmöglich. Ein Cordon von Gensdarmen umgab den Wald, wo man Rodille hatte eintreten sehen, und schritt in ununterbrochener Linie vor. In der Nacht zeigte er sich noch nicht. Vaubaron horchte in seinem Gefängniß vergebens auf jedes Geräusch. Wenn man des Abends die Runde machte, so bat er, daß man ihm mittheilen möchte, ob der Flüchtling verhaftet sei, ob man wenigstens sicher wäre, ihn zu ergreifen. Man konnte jedoch noch so viel von den getroffenen Maßregeln sprechen, nichts vermochte ihn zu beruhigen; so kannte er die Hülfsmittel Rodilles. Dieser Mensch, der so schwer auf seinem Leben gelastet hatte, erschien ihm stärker, als ein ganzes Heer. Es war um so schlimmer, als der ganze nächste Tag ohne irgend eine Nachricht verfloß; die ganze Gegend war durchforscht. Der Prokurator des Königs verlor den Muth. Drei Tage fruchtloser Nachforschungen hatten seine Geduld ermüdet.

Es war Zeit, die Leiche Horners zu begraben. Zuvor aber beschloß der Prokurator, in der Meinung, daß er vielleicht einen Mitschuldigen des Entflohenen in Haft habe, Vaubaron mit der Leiche zu confrontiren und vielleicht zum Geständniß zu bringen. Er führte seine Absicht aus; aber natürlich ohne Erfolg. Vaubaron betheuerte seine Unschuld und beschwor den Richter, daß man den Entsprungenen zu verhaften suchen möchte.

„Wir werden ihn fangen;" sagte der Procurator; „aber wie soll man ihn durch Ihr Zeugniß allein überführen? Hier in Gegenwart seines Schlachtopfers würde er vielleicht seine Kaltblütigkeit verlieren und Alles gestehen; aber morgen werde ich dies Mittel nicht mehr zu meiner Verfügung haben."

„Vielleicht doch!" sagte Vaubaron.

Er erinnerte sich seiner Kunst und der Dienste, die sie ihm schon geleistet hatte. Er bat den Prokurator, ihm noch einen Versuch derselben zu gestatten. Es wurde ihm bewilligt. Nach drei Tagen war das Werk, welches ein Geheimniß zwischen dem Angeklagten und dem Richter blieb, vollendet. Vaubaron, überwältigt von der Anstrengung und der Angst der letzten Tage, lag in seinem Gefängniß, beschäftigt mit dem Gedanken des Todes. Plötzlich wurde es laut auf der Treppe. „Sollte er es endlich sein?" ruft Vaubaron aus und stürzt zu der Thür. Er war es. Einem Gespenst ähnlich, von Hunger und Schreck halb todt, hatte man den Mörder in einem Erdloche, wo er sich versteckt hatte, gefunden. Der Prokurator begab sich noch an demselben Abend in das Gefäng-Nodilles und stellte ein Verhör an. Vergeblich! Er

leugnete mit der größten Gewandtheit. Dieselbe Erfolglosigkeit zeigte sich am nächsten Tage. Der Montag endlich wurde von dem Richter für die entscheidende Probe festgesetzt. Rodille wurde in das Gerichtszimmer geführt. An der einen Seite desselben befand sich ein Vorhang, auf den der Mörder seine Blicke richtete. In einer Ecke des Zimmers saß Vaubaron. Das Verhör begann von Neuem. Aber der Erfolg war derselbe fruchtlose, wie früher. Da beschloß der Richter, den letzten Versuch zu machen.

„Kennen Sie diese hier?" sagte er plötzlich zu Rodille und zog den Vorhang fort.

Entsetzlich! Fritz Horner stand da und neben ihm Laridon! Ein Schrei, der nichts Menschliches hatte, entrang sich der Brust des Mörders, welcher, indem er ihn ausstieß, ohnmächtig zu Boden sank. Ein Arzt wurde gerufen, und seinen Bemühungen gelang es, Rodille wieder zu sich zu bringen. Als er die Augen öffnete, sah er sich mit Entsetzen um, um sich zu überzeugen, ob er geträumt habe. Aber kaum hatte er die beiden Figuren, die ihm in seinem Zustande des Schreckens seine Schlachtopfer selbst zu sein schienen, wiedererblickt, so sank er in seine Kniee, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und stammelte:

„Ich gestehe — ich gestehe — aber entfernen Sie diese Gespenster von mir!"

„Mörder!" schrie Vaubaron, „soll ich Dir jetzt noch Deine andern Schlachtopfer hervorrufen? Sollen der Baron von Viriville und Ursula Renaud aus dem Grabe heraufsteigen, um Dich anzuklagen?"

„Nein! Sie mögen nicht kommen! Ich gestehe! Ich habe alle diese Verbrechen begangen. Ich ver-

diene den Tod. Tödten Sie mich; aber diese Gespenster mögen verschwinden!"

Der Vorhang wurde wieder zugezogen, und der Untersuchungsrichter nahm über das Geständniß Rodilles, aus welchem die Unschuld Vaubarons auf das Klarste hervorging, ein Protokoll auf. Es war jedoch noch nicht Alles vorbei. Vaubaron und Rodille mußten zusammen vor den Geschworenen erscheinen. Unser Held schrieb an den Advokaten, der ihn zwölf Jahre früher in Paris vertheidigt hatte. Dieser edle Mann eilte herbei und sagte, indem er Vaubaron die Hände drückte:

„Gott sei gelobt! Endlich wird die Stunde der Gerechtigkeit schlagen!"

Am Tage darauf trat Paul Mercier mit Blanka in die Zelle Vaubarons. Ein Freudenstrahl erleuchtete Blankas Gesicht. Vaubaron trat geblendet zurück. Er glaubte seine angebetete Martha in ihrem sechszehnten Jahre zu sehen. Seine Arme und sein Herz öffneten sich.

„Mein Herr," sagte Paul, „dieses Mädchen nennt sich Blanka Vaubaron. Sie hat weder ihren Vater, noch ihre Mutter je gekannt, und seit ihrer zartesten Kindheit lebte sie bei Fritz Horner, dem Magnetiseur . . ."

„Meine Tochter!" stammelte der überglückliche Vater, „meine Tochter!"

Blanka lag schon an seinem Herzen.

Die Sitzungen der Geschworenen fanden statt. Rodille legte die umfassendsten Geständnisse ab, nicht allein über die von ihm begangenen Mordthaten, sondern auch über das auf die Entführung Blankas Bezügliche; er enthüllte die Existenz des Testaments des Barons von Viriville und zeigte die genaue Lage des in den Ruinen verborgenen Schatzes an, sowie bedeutende, neben dem verlassenen Hause vergrabene Summen. Er wurde von den Geschworenen zum Tode verurtheilt.

Paul Mercier heirathete Blanka. Vaubaron, Millionär geworden, verließ seine theuren Kinder erst, als er sich mit seiner heißgeliebten Martha im Himmel wieder zu vereinigen ging. Er starb 1860 nach achtzehn glücklich verlebten Jahren. In einem halbdunkeln, mit Sammt ausgeschlagenen Zimmer, dem Heiligthum des aus seinen Ruinen erstandenen Schlosses Vaubaron bewahrt Blanka als ein köstliches und heiliges Andenken die Wachsfiguren ihres Vaters, und ihre Kinder werden sie ebenso nach ihr bewahren.

Ende.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.